P.o.germ.
1067
-2-

P.o. Germ. C.G. Pfeffel
1067-2

<36635494000018
<36635494000018
Bayer. Staatsbibliothek

J. Blaschke sc.

Prosaische Versuche

von

Gottlieb Conrad Pfeffel,

Mitglied der Königlich-Preußischen Akademie der Künste und der freyen literarischen Gesellschaften des Ober- und Nieder-Rheins, auch der Königlich-Baierischen Akademie der Wissenschaften.

Zweyter Theil.

Wien,
bey B. Ph. Bauer,
1813.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Prosaische Versuche

von

Gottlieb Conrad Pfeffel.

Zweyter Theil.

Marianne,
auch eine Klostergeschichte.

Vorbericht.

Mariannens Geschichte ist buchstäblich wahr; der Freund dieser Unglücklichen, der sie aufgesetzt hat, haftet mit seiner Ehre für ihre Echtheit. Mehrere noch lebende Zeugen und verschiedene unverwerfliche Briefe könnten, wenn es nöthig wäre, seine Bürgschaft unterstützen. Als Dichtung würde sie wenig Werth haben, als Thatsache kann und muß sie jede fühlende Seele interessiren. Um alles sagen zu können, sind die Nahmen der Personen und Orte, den der Heldinn ausgenommen, verschwiegen, und nicht einmahl mit ihren wahren Anfangsbuchstaben bezeichnet worden. Der Verfasser hatte hierzu Ursachen, die ihm persönlich sind, und sich zugleich auf Mariannens jetzige Lage beziehen. Er würde sich sogar nicht einmahl erlaubt haben, die Schicksale dieser bedauernswürdigen Dulderinn bekannt zu machen, wenn er vermuthen könnte, daß ein Exemplar dieses Aufsatzes sich an den

Ort ihres jetzigen Aufenthalts verirren sollte. Ihr aber, denen weder Marianne, noch die Theilhaber ihres Schicksales fremd sind, verletzet, wenn Ihr die Geschichte leset, das heilige Siegel nicht, unter welchem die wahren Nahmen Euch anvertraut wurden!!!

Erster Brief.

Endlich, theure Freundinn, kann ich mein längst geleistetes Versprechen halten, und Ihnen die Geschichte meiner unglücklichen Marianne niederschreiben, deren mündliche Erzählung Ihrem edeln Herzen so viele Thränen ausgepreßt hat. Sie haben durch diesen Aufschub nichts verloren; der Tod verschiedener Hauptpersonen dieses schauerlichen Drama's läßt mir nun die Freyheit, sie Ihnen in ihrer wahren Gestalt darzustellen, ohne die arme Märterinn neuen Verfolgungen auszusetzen.

Ich will Ihnen von ihrer Geburt und von ihren Aeltern nichts sagen, was ich nicht zuverlässig weiß. Ich habe bey verschiedenen Gelegenheiten mancherley Bruchstücke aufgefaßt, die entweder zu widersprechend, oder zu

wenig verbürgt sind, als daß ich die reine Wahrheit meiner Erzählung dadurch verunstalten sollte. Gewiß ist es, daß Marianne die Frucht einer Verbindung war, bey der die Liebe alles und die Vernunft nichts gethan hatte. Gewiß ists, daß Mariannens Mutter die Tochter eines Deutschen Grafen war, welcher aus einer erlauchten ausländischen Familie abstammte, deren Ahnen sich mit den Vorfahren eines regierenden Hauses in einem Stammvater vereinigen. Gewiß ists, daß Mariannens Vater ein Franzose war, der an dem Deutschen Hofe in Diensten stand, wo der Vater der jungen Gräfinn eine der ansehnlichsten Stellen bekleidete. Sonst weiß ich Ihnen wenig von diesem letztern zu erzählen. Anfänglich sagte man mir, er sey kurz vor oder nach Mariannens Geburt ein Opfer der Rache des Grafen geworden. Spätere Nachrichten versichern mich, er sey erst mehrere Jahre nachher an einem ausgezeichneten Posten eines ganz natürlichen Todes gestorben. Ich habe weder ihn, noch die Mutter, noch die Großältern meiner Marianne gekannt, noch einigen Briefwechsel mit ihnen gehabt. Denn ungeachtet ich eine Zeit lang mit der alten Grä-

finn in Verhältniß stand, so hat sie doch meine Berichte nie unmittelbar, sondern stets durch die dritte Person beantwortet, an die ich sie abschicken mußte. Uebrigens war diese Großmutter das einzige Glied der Familie, das sich des armen Mädchens thätig annahm. So lange Marianne unter meiner Pflege stand, mußte sie verschiedene Briefe an sie schreiben, aber bloß unter dem Titel einer Beschützerinn, die ihr als einer verlassenen Waise Wohlthaten erzeigte. Mariannens Mutter hatte noch einen einzigen Bruder, dessen Jugend sehr stürmisch war, und dem Vater manche verdrießliche Stunde machte. Er stand anfänglich in auswärtigen Kriegsdiensten, und erhielt endlich ein Regiment unter den Truppen seines Landesherrn. Wo ich nicht irre, so ist er vor ungefähr zwey Jahren gestorben.

Die Entrüstung des alten Grafen über seine Tochter kannte anfänglich keine Gränzen. Er verbannte sie auf ein entferntes Landgut, und ihr Kind ward gleich nach seiner Geburt einer Amme übergeben, die in einer abgelegenen Residenz wohnte. Es sey nun, daß Mariannens Mutter die unschuldige Zeuginn ihrer Schwäche als die Urheberinn ihrer Verban-

nung betrachtete, oder daß ihr leichtsinniges, üppiges Temperament sie keiner mütterlichen Gefühle fähig machte, kurz sie bekümmerte sich wenig um ihr Kind, dessen Unterhalt die alte Gräfinn bezahlte, und es mit allen Nothwendigkeiten versorgte.

Marianne wußte mir nichts, weder von ihrer Mutter, noch von ihrer Großmutter zu erzählen. Sie hatte sie mit ihrem Wissen nie gesehen, und noch weniger gekannt. Nie hatte sie den süßen Mutternahmen ausgesprochen. Und wie konnte sie es, da sie von ihrer Geburt an mit dem Brandmahl der Verstoßung bezeichnet, und zu einer ewigen Dunkelheit verurtheilt war.

Doch diese Dunkelheit wäre vielleicht ihr Glück gewesen, wenn man sie nicht aus derselben hervor gezogen, oder wenn sie eine arme Bäuerinn zur Mutter gehabt hätte. Diese würde Mariannen als Mutter geliebt haben, nach dem Ausspruche des Fürsten im Edelknaben: „Was sich das liebt, weil es arm ist;" der natürlichen Tochter einer Gräfinn hingegen wurden mit den Rechten ihrer Geburt auch die Rechte der Natur entrissen.

Zweyter Brief.

Als Marianne ihr viertes Jahr zurück gelegt hatte, wurde sie in ein Nonnenkloster auf der Französischen Gränze gebracht. Man setzte ein gewisses Jahrgeld aus, für welches sie Nahrung, Kleider und Unterricht empfangen sollte. Nach Verfließung eines jeden Quartals erschien ein Kaufmann in der Sprachstube, das Kind wurde ihm hinter dem Gegitter vorgezeigt, der Mann zahlte den Termin des Kostgeldes, und ging wieder fort, ohne sich um das kleine Geschöpf zu bekümmern, dessen Abkunft ihm gänzlich unbekannt blieb. Zwölf Jahre brachte Marianne im Kloster zu, ohne daß sie sich erinnerte, mehr als zwey Mahl dieses Gefängniß auf einige Stunden verlassen zu haben. Das erste Mahl geschah es in ihrer zartesten Kindheit, und sie wußte nicht mehr bey welchem Anlasse. Das zweyte Mahl erhielt sie die Erlaubniß, mit einer ihrer kleinen Gespielinnen ihre Aeltern in der Stadt zu besuchen. Sie war damahls acht bis neun Jahre alt. In spätern Zeiten wäre es dem Plane der Nonnen zuwider gewesen, ihr auch nur einen Tag die Ketten abzunehmen. Die Priorinn hoffte dieses Pflegekind für ihr

Kloster zu gewinnen, und alles wurde darauf angelegt, sie in einer unglaublichen Unwissenheit zu erziehen, und ihre Gefangenschaft ihr als die höchste Glückseligkeit der weiblichen Existenz vorzumahlen. Sie lernte nur nothdürftig lesen und schreiben, aber desto gründlicher lernte sie die Pantomimen des äußerlichen Gottesdienstes, und die Lateinischen Gebethe, wovon das Chorgewölbe Tag und Nacht wiederhallte. Sie wurde allen möglichen Brüderschaften einverleibt, und zur strengsten Beobachtung ihrer Regeln angehalten. An Bußübungen und Züchtigungen fehlte es auch nicht. Noch in ihrem funfzehnten Jahre wurde sie für jeden Fehler, der den Nonnen wichtig vorkam, mit Ruthen gestrichen. Einst ward ihr bey ihrer Einkleidung, worauf ein Gastmahl folgte, dem verschiedene fremde Personen beywohnten, ihre schwarze seidene Mantille verwechselt. Dafür mußte M a r i a n n e acht Tage lang im harten Winter die Messe auf dem kalten Pflaster des Chores kniend anhören.

Die gewöhnlichsten Strafen waren die Casteyungen des Magens, und sie mögen wohl das Meiste dazu beygetragen haben, die Gesundheit des armen Geschöpfes auf immer zu

zerrütten. Doch nicht nur aufs Strafen verstanden sich die Nonnen, sondern auch aufs Brandschatzen. Marianne erzählte mir in ihrer frommen Einfalt, sie habe ein Röckchen von Silberstoff mit ins Kloster gebracht, und es auf den Rath der Priorinn der Mutter Gottes verehrt, die noch bisweilen damit geputzt werde. — Lassen Sie sich, meine Freundinn, dieses Röckchen von Silberstoff in der Garderobe eines verlassenen Kindes nicht irre machen. Marianne erhielt während ihres hiesigen Aufenthalts einst unter meiner Adresse nebst andern Geräthschaften auch ein abgelegtes Hofkleid ihrer Großmutter, das mit goldenen und silbernen Blumen durchwirkt war. Dieses beweiset weiter nichts, als daß der Enkelinn bisweilen und zwar aus Sparsamkeit gleiche Rechte mit der Kammerjungfer eingeräumt wurden. Nichts aber glich der Oekonomie der Nonnen in diesem Puncte. Als sie sieben bis acht Jahre alt war, ließen sie ihr für den Winter einen Unterrock machen, und je nachdem sie größer wuchs, wurde immer eine handbreite Streife von dem ersten besten Zeuge unten angeflickt. Als Marianne das Kloster verließ, hatte dieser Rock vier derglei-

chen Anschiebsel, wovon jeder eine halbe oder ganze Olympiade ihres Lebens bezeichnete.

Uebrigens hatte auch ihr Gefängniß seine Annehmlichkeiten. Verschiedene ihrer Gespielinnen, besonders eine junge Gräfinn von T. aus M., erzeigte ihr viele Liebe, und theilte oft die Näschereyen mit ihr, zu deren Ankauf ihr reichliches Taschengeld sie privilegirte. Von dieser Freundinn und von einer Nonne, die sie Schwester Rosalie nannte, und die ihr manche Züchtigung ersparte, sprach sie mit Thränen im Auge. Die Gräfinn war älter als Marianne, und verließ vor ihr das Kloster. Nun hing ihr Herz allein an Rosalien. Aus den Briefen, die sie nachher mit ihr wechselte, habe ich ersehen, daß sie ein gutes weiches Geschöpf war, das aber mit ganzer Seele an den kleinlichen Pflichten des Klosters klebte. Sie kannte nur die Religion des Rosenkranzes, und sandte ihrer jungen Freundinn einst verschiedene Reliquien, die sie ihr nachdrücklich empfahl, an ihr Bett zu hängen; vermuthlich weil dieses Bett damahls unter einem Dache stand, das von Ketzern bewohnt wurde.

Dritter Brief.

Bisher, meine theure Freundinn, habe ich Ihnen lauter Dinge erzählt, die vor meiner Bekanntschaft mit Mariannen vorgefallen sind. Nun komme ich auf die Epoche, die uns zusammen führte, und auf Begebenheiten, wovon ich ein unmittelbarer Zeuge war.

Im Frühlinge des 1765sten Jahres, bekam ich von einem nahen Verwandten, der damahls in einem öffentlichen Charakter am .... Hofe stand, den Auftrag, in hiesiger Stadt für ein junges Frauenzimmer, das bisher in einem Kloster erzogen worden, in einem ehrbaren bürgerlichen Hause katholischer Religion eine Kost zu suchen. Ich wandte mich an mehrere vernünftige Hausmütter, so bald sie aber hörten, daß meine Pflegbefohlene aus einem Kloster komme, erhielt ich eine abschlägige Antwort. Wir wissen aus Erfahrung, sagten sie, wie schwer es ist, dergleichen Mädchen zu hüthen, über dieses sind sie meist aller Ränke voll, und da wir selbst Töchter haben, so mögen wir sie den Gefahren eines bösen Beyspiels nicht aussetzen. Das bewilligte Kostgeld von zwey hundert Gulden war auch nicht beträchtlich genug, um den Eigennutz zu reitzen. Den-

noch gelang es mir endlich, meine Candidatinn bey sehr wackern Leuten unterzubringen. Der Mann führte einen Tabakhandel, und seine Gattinn, die Mutter einer zahlreichen Familie, war eine Putzmacherinn. Sie besaß viel Lebensart, einen sanften liebevollen Charakter und untadelhafte Sitten. Dieses wackere Weib sagte: ich will es auf einige Monathe versuchen. Das junge Frauenzimmer wird wohl keine Mutter haben, meine Kinder können auch zu Waisen werden, und dann würde mein Mann froh seyn, ihnen eine Pflegemutter zu finden. Ich gab meinem Verwandten von dem Erfolge meiner Unterhandlung Nachricht, und da er bald darauf selbst eine Reise in unsere Gegend unternahm, wurde Marianne, die er aus Freundschaft für ihre Großmutter in ihrem Kloster abgelangt hatte, mir von ihm übergeben. Er sagte mir von ihren Umständen, was er wußte, vielleicht auch weniger, als er wußte, und empfahl mir das arme Mädchen mit aller Wärme seines guten Herzens.

Marianne trug noch die violenblaue Uniform der Kostgängerinn ihres Klosters. Sie war von mittlerer Größe, nicht schön, aber

von einer angenehmen und edeln Bildung. Ihr Gesicht war blaß, aber nicht eingefallen, ihr Blick war schüchtern, schmachtend und etwas schwärmerisch, kurz eben der, den lange nachher Nicolai mit so vieler Wahrheit als einen charakteristischen Zug in den Physiognomien des katholischen Frauenzimmers bemerkte, und den auch ich vornähmlich unter den niedern Classen häufig beobachtet habe. Sie sprach sehr wenig, und befand sich in einer sichtbaren Verlegenheit. Sie gerieth auf einmahl bey mir in eine ziemlich große Gesellschaft, und hatte wohl in ihrem Leben noch nie in einem so bunten und zahlreichen Zirkel gesessen, worin eine Sprache geredet wurde, die ihr beynahe völlig fremd war. Sie hatte das Deutsche fast gänzlich vergessen, und ob sie gleich in ihrem Kloster Gelegenheit hatte, sich darin zu üben, so erlaubten doch die Criminal-Gesetze des Instituts keine andere als die Französische Sprache zu reden. Als wir dieses erfuhren, setzten wir die Unterredung Französisch fort: Allein Marianne war zu betäubt, und von der kleinen Reise von sieben Meilen zu ermüdet, um einigen Antheil daran zu nehmen. Nach der Abendmahlzeit begleiteten wir sie in ihre

neue Wohnung. Kaum trat sie auf die Straße, so blieb sie wie versteinert stehen, und sah in einer Art von Entzückung um sich her. Endlich rief sie aus: Ah! welch eine schöne Illumination! — Es waren die Lichter, die überall durch die Fenster schimmerten. Das arme Kind hatte hinter den Klostermauern dieses Schauspiel nie gesehen. Nun ging der Zug vor sich; es war aber beynahe nicht möglich, sie von der Stelle zu bringen. Sie strauchelte bey jedem Schritte, weil sie das Pflaster nicht gewohnt war, und als wir an eine Gasse kamen, hatte sie das Herz nicht hinüber zu schreiten, wir mußten schwebend sie hinüber heben. Endlich übergaben wir sie der guten Madam A—, ihrer Wirthinn, die sie sehr liebreich aufnahm. Als wir allein waren, erfuhr ich von ihrem Begleiter, daß die Priorinn der alten Gräfinn gar viel Schönes von dem Berufe des Mädchens zum Kloster vorgepredigt, und daß die Großmutter sich wirklich in Tractaten mit ihr eingelassen hatte. Vier tausend Gulden waren bestimmt, das arme Kind in ein ewiges Gefängniß einzukaufen, doch hatte die Gräfinn die Gewissenhaftigkeit, zuvor den Beruf des Mädchens prüfen zu wollen, und daher den

Entschluß gefaßt, es auf sechs oder acht Monathe in die Welt zu verpflanzen. Wenn Marianne in dieser neuen Laufbahn ihren Hang zum Klosterleben beybehielte, so sollte sie auf immer in dasselbe zurück kehren. Fände sie hingegen Geschmack an der Welt, so war die Gräfinn entschlossen, die ihr bestimmten vier tausend Gulden zu ihrer Verheirathung mit einem braven Manne aus dem Bürgerstande herzugeben. Die Folge meiner Erzählung wird Sie, theure Freundinn, belehren, in wie fern dieser Plan, der freylich nicht von der Großmutter allein abhing, ausgeführt wurde.

Des andern Morgens war Marianne zeitig bey uns. Sie mußte sich in einer Senfte tragen lassen, weil sie auf dem Pflaster schlechterdings nicht fortkommen konnte. Sie hatte ausgeruht, und war weit heiterer, als des vorigen Abends. Das Bedürfniß, sich mitzutheilen, fing an, ihre Schüchternheit zu besiegen, und ihr mit jeder Stunde mehr Vertrauen in mich und die meinigen einzuflößen. Wir waren um die Wette bemüht, es zu gewinnen, und als mein Verwandter ihr nach Tische vorschlug, sich in einem benachbarten Kaufladen ein Kleid auszunehmen, bath sie

mich und meine Gattinn, sie dahin zu begleiten. Es wurden ihr allerhand bunte Zeuge vorgelegt, doch sie hatten keinen Reitz für ihr Auge. Sie blieb unabänderlich bey der schwarzen Farbe. Man versicherte sie, daß diese Farbe in der Welt bloß zur Trauer diene, und daß sie sich durchaus eine andere wählen müsse. Wenn das ist, sagte sie, so möchte ich wohl ein Kleid von dieser haben; es war ein rosenfarbichter Taffet, auf den sie zeigte. Indem der Kaufmann mit dem Ausmessen beschäftigt war, sprang sie plötzlich ganz erschrocken auf mich zu, und wollte sich hinter mich verbergen. — Was haben Sie? fragte ich. — Ey mein Gott! erwiederte sie mit leiser bebender Stimme. Ein Capuciner in Mannskleidern. (Sie würden es wohl schwerlich errathen, meine Freundinn, daß es ein langbärtiger Jude war, der diesen Augenblick in den Kaufladen trat). Offenbar ist es, daß nicht der Bart, sondern der Bart ohne sein gewöhnliches Attribut, die Kutte, Mariannens Entsetzen erregte. Bey einem protestantischen Naturkinde würde der erste Anblick eines Capuciners eben den Schrecken hervor bringen. Sie freute sich sonst über jede neue Entdeckung, allein über diese

freute sie sich nicht. Ich bin überzeugt, daß Sie damahls zu sich selbst sagte: das ist also einer von den bösen Menschen, die unsern Heiland gekreuzigt haben. Einen Monath später sah ich sie in unbefangener Vertraulichkeit mit einer Juden-Familie umgehen, und sie beynahe täglich besuchen. Ueberhaupt war das Naturell des Mädchens so gut, daß es selbst im Schooße der Bigotterie und des Religions-Hasses nicht vergiftet wurde. Doch vielleicht haben die Nonnen diesen Theil ihrer geistlichen Erziehung vernachlässigt, weil sie hofften, sie auf immer in ihren Mauern zu behalten.

Vierter Brief.

Ich habe es oft bereuet, daß ich nicht jeden Zug aus dem neuen Leben meiner Marianne, so wie ich ihn bemerkte, aufgezeichnet habe, ich verließ mich auf mein Gedächtniß, und dieses hat mein Vertrauen getäuscht. Doch die wichtigsten Scenen sind und bleiben mir unvergeßlich, weil sie nicht in meinem Kopfe, sondern in meinem Herzen verwahrt liegen.

Am dritten oder vierten Tage nach Mariannens Ankunft saßen wir in heiterer

Vertraulichkeit beysammen. Sie war sehr munter, man sah ihr an, daß ihr wohl bey uns war. Meine kleine Neffen und ihre liebenswürdige Mutter befanden sich mit in unserem Zirkel. Auf einmahl wurde das Mädchen stille. Man sah ihr an, daß ihre Dialectik arbeitete. Es ist doch so hübsch, sagte sie endlich, daß hier alle Leute mit einander verwandt sind. Ich möchte wohl auch, wie diese Kleinen, Onkel und Tante zu Ihnen sagen! darf ich? die letzten Worte sagte sie in einem Tone und mit einer Grazie, die ich Ihnen nicht beschreiben kann. Herzlich gern! war unsere Antwort, und von nun an waren wir Onkel und Tante. Das arme Kind war so froh, so stolz, jemanden in der Welt anzugehören, und als sie uns mit einer so kindlichen Hingebung umarmte, hatten wir Mühe, unsere Thränen zu verbergen.

Mein Verwandter kehrte an seinen Posten zurück. Um ihn noch acht bis zehn Meilen weit begleiten zu können, hatte ich die Reise, die ich jährlich mit meiner Familie zu meinen Schwiegerältern unternahm, auf eben die Zeit festgesetzt. Marianne erschrak bey der Nachricht von unserer Abreise. Sie wurde traurig und nachdenkend. Es entfielen ihr stille

Thränen, und wir konnten sie nicht bereden, den Abend bey uns zuzubringen. Des folgenden Tages ließ uns Madame A— sagen, daß Marianne krank sey. Wir eilten zu ihr hin; der Arzt, den man gerufen hatte, sagte uns, sie habe ein leichtes Fieber, das aber überhand nehmen könnte, wenn die heftige Gemüthsbewegung, davon es herzurühren schiene, nicht besänftigt würde. Madame A— berichtete uns, sie habe ihr gestern mit der größten Betrübniß angekündigt, daß wir alle fortgehen, und sie allein zurück lassen würden. Unser Besuch machte ihr eine sichtbare Freude. Sie müssen nicht krank werden, sagte ich zu ihr, wenn Sie mit uns auf das Land reisen wollen. Wir kommen, Ihnen diese kleine Luftveränderung vorzuschlagen. Diese Worte wirkten mehr als alle Recepte, ihr Gesicht erheiterte sich, sie richtete sich auf ihrem Lager empor, und ergriff unsere Hände, die sie küssen wollte. In zwey Tagen war sie hergestellt. Der Arzt fand für nöthig, ihr den Gebrauch des Selterwassers, zur Verdünnung ihres Blutes, vorzuschreiben, und es wurde beschlossen, daß sie diese Cur bey uns auf dem Lande nehmen sollte. Nach einigen Tagen ging die Reise vor sich. Da es sehr

heiß war, wählten wir die Nacht dazu; ein Umstand, den ich nicht vergessen darf, weil er Mariannen die Gelegenheit benahm, die Gegend zu beobachten. Bey ihrer Reise zu uns war sie ohnehin zu betäubt, um darauf Achtung zu geben. Des folgenden Tages kamen wir zeitig in F— an, einem sehr angenehmen Dorfe am rechten Ufer des Rheins, an dessen nördlicher Seite sich ein Wald hinzieht, der kaum eine Viertelstunde davon entfernt liegt. Unsere junge Gefährtinn wurde von den Aeltern meiner Gattinn und von ihren Geschwistern so wohl empfangen, daß das gute liebende Geschöpf in wenig Stunden zu Hause war. Noch denselben Abend besuchte mich ein alter rascher Officier. Als er hörte, daß sie aus dem Kloster komme, sagte er zu ihr: ich will doch nicht hoffen, daß Sie wieder zu ihren Nonnen zurück kehren werden. Ach Gott, nein! antwortete sie, und als ob sie gefürchtet hätte, daß der alte Krieger sie ins Kloster zurück führen wollte, packte sie mich fest am Arme. — Bey der Abendmahlzeit erschienen einige herum streichende Musikanten vor dem Speisezimmer, das ebenen Fußes auf die Landstraße stieß. Marianne saß neben mir bey

Tische, sie hörte den Fiedlern mit Entzücken zu. Als sie fertig waren, rief sie ganz außer sich: Ach es ist doch etwas Herrliches um die große Welt! — Ich, meine Frau und ihre Schwester, begleiteten sie auf ihr Schlafzimmer. Sie sah sich einige Augenblicke begierig an den Wänden um, als ob sie etwas suchte. Endlich sagte sie leise zu mir: Wie kömmt es, lieber Onkel, daß ich nirgends einen Weihkessel antreffe? die Frage überraschte mich. Mein Kind, antwortete ich, ich muß Ihnen sagen, daß wir nicht von Ihrer Religion sind. Unsere Religion aber gebiethet uns, Sie zu lieben, und Sie sollen sehen, daß wir dieses Geboth gern erfüllen. O das thut nichts, das thut nichts, versetzte sie, und zudem können Sie noch immer katholisch werden. Wenn Sie uns näher kennen, erwiederte ich, so sollen Sie urtheilen, ob wir es nöthig haben. — Indessen hatte meine kleine Schwägerinn bey einer katholischen Frau des Dorfes einen Weihkessel geborgt, und kam damit herbey gehüpft. Dieser heilige Hausrath machte Marianne eine unbeschreibliche Freude. Sie hing das Ding neben ihrem Bett an die Wand, und wir wünschten ihr eine gute Nacht. Nach

einer Viertelstunde ließ sie mich durch die Magd auf ihr Zimmer rufen. Ach, lieber Onkel, rief sie mit erstickter Stimme mir entgegen, ich verbrenne unter diesen Federn. Sie war im Kloster gewohnt, unter einer wollenen Decke zu schlafen, und bey Madame A— hatte sie eine ähnliche angetroffen. Hier fand sie ein Deutsches Deckbett, dessen Last ihr größten Theils auf dem Leibe lag. Dem Uebel ist leicht abzuhelfen, sagte ich, indem ich die Federn mit der Hand nach den Füßen hinunter trieb. Ey Gott, was das artig ist! sprach sie mit Lachen, setzte sich aufrecht, und machte mir das Kunststück mit der Freude eines Kindes nach. Ich verließ sie, indem ich ihr auf die folgende Nacht eine wollene Decke versprach. Erinnern Sie sich hier, meine Freundinn, an die Worte des Boileau: „Oft hat die Wahrheit selbst den Schein der Wahrheit nicht."

In meinem nächsten Briefe werde ich Ihnen noch mehr als ein Beyspiel anführen, das diesen Ausspruch bestätigen kann.

Fünfter Brief.

Marianne ruhte trefflich unter ihrem Federbette. Des folgenden Morgens nach dem

Frühstück schlugen wir ihr einen Spaziergang vor. Nachdem wir eine Weile gegangen waren, setzten wir uns auf einem angenehmen Rasenplatze nieder. Marianne wollte sich nicht eher dazu verstehen, als bis wir alle ihr das Beyspiel dazu gegeben hatten. Das Gras war etwas hoch, und als sie fühlte, daß es sich unter ihren Füßen niederbeugte, scheute sie sich, entweder es zu verderben, oder sie mochte gar einige Gefahr dabey ahnden. Ich wollte sie nicht um die Ursache ihrer Bedenklichkeit fragen, um nicht jemanden von der Gesellschaft Gelegenheit zu geben, über sie zu lachen. Meine kleine Schwägerinn, ein sehr lebhaftes Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, hatte sich bereits gestern an der Geschichte mit dem Deckbette auf eine sehr verzeihliche Art belustigt, die aber doch mein armes Nönnchen sehr beschämt hätte, wenn sie Zeuge davon gewesen wäre. Marianne sah mit stummem Erstaunen in der herrlichen Gegend umher. Endlich sagte sie zu mir: Lieber Onkel, was sind doch das dort unten für blaue Maschinen; sie wies nach den Gebirgen des Schwarzwaldes, die den Horizont begränzten. Ey das sind Berge. — Ach so, Berge! Ich bin doch froh,

einmahl Berge zu sehen, ich habe schon so viel davon gehört.

Marianne beobachtete alles, und wollte alles nachthun. Bey Tische wollte sie die Teller herum geben, und mir gar vorlegen. Sind Sie Liebhaberinn (Amatrice) von diesem? fragte sie mich. Sie war gewohnt nur unter Weibspersonen zu leben, und es währte lange, bis sie den grammatikalischen Unterschied der beyden Geschlechter begriff, so gut sie sich sonst im Französischen ausdrückte. Auch gab sie jedem Dinge die Nahmen, die es im Kloster führte. Das Speisezimmer war das Refectorium, und wenn sie mich auf meiner Stube besuchte, streckte sie den Kopf zu der halbgeöffneten Thür herein und fragte: Ist es erlaubt, in Ihre Zelle zu kommen? Sie sprach oft bey mir zu. Durch eine besondere Veranlassung arbeitete ich damahls an der Uebersetzung einer katholischen Kirchen-Historie. Wenn ich nun mit meinem Secretär meine Arbeit mit dem Original verglich, so bath sie mich inständig um die Erlaubniß, die schönen Geschichten von Märterern und Heiligen anzuhören. Dann legte sie ihr Strickzeug oder ihr Filet auf ihren Schooß, und horchte mit gefalte-

ten Händen so andächtig auf, als ob sie in der Messe wäre.

Gleich am ersten Abend nach dem oberwähnten Spaziergange stand sie unter der Thür, und kam plötzlich mit großem Schrecken in die Stube gelaufen. Was haben Sie? fragte meine Gattinn, beynahe eben so erschrocken als sie. Ach Gott! rief sie, ein Thier, ein Thier mit, mit . . . . hier hob sie beyde Arme an ihrem Kopfe in die Höhe. Man sah nach dem Fenster, es war eine Kuh. Ey um des Himmels willen, sagte meine Frau, haben sie denn noch keine Kuh gesehen? Freylich wohl, antwortete sie mit Erröthen, aber nur in einem Bilderbuche, und diese war lebendig und so schwarz!

Eines Tages fragte sie mich bey Tische: Sagen Sie mir doch, lieber Onkel, wie hießen Sie, ehe Sie sich verheiratheten? — Welche Frage! ich hieß, wie ich noch jetzt heiße. — Das kann nicht seyn, denn ich weiß ganz sicher, daß meine Tante, ehe sie Ihre Frau wurde, Mademoiselle D— hieß . . . Ich erspare Ihnen, meine Freundinn, die Erklärung, die darauf folgte. Mehr als ein Mahl erfuhr ich bey solchen Gelegenheiten, daß auf

der Welt nichts schwerer ist, als alltägliche Dinge zu erklären.

Ich begleitete Mariannen jeden Sonntag in eine katholische Kirche, die eine Meile von unserem Dorfe lag, und immer leistete uns jemand von meiner Familie Gesellschaft. Diese Gefälligkeit, und die vernünftige Denkungsart des Pfarrers trug nicht wenig dazu bey, uns das Herz des Mädchens zu gewinnen, und alle Spuren einer religiosen Abneigung daraus zu verwischen. Schon in den ersten vierzehn Tagen ging ihre Toleranz so weit, daß sie mit uns den evangelischen Prediger des Dorfes besuchte, und kurz darauf, als eine Leiche in unserer Nachbarschaft war, sich von der Thür wegstahl, und mit dem Rosenkranze in der Hand neben dem Pfarrer hinter dem Sarge herstieg. Die Zuschauer konnten nur einen Augenblick über diesen Auftritt lachen. Denn die unschuldige Miene des Mädchens und ihre feyerliche Andacht wirkten mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Gemüther. Sie begleitete den Zug bis auf den Kirchhof, und war in diesem Augenblicke, des Rosenkranzes ungeachtet, so wenig Katholikinn, daß sie bey

der Leichen-Ceremonie das Weihwasser nicht vermißte.

Sie brauchte ihre Brunnen-Cur mit gutem Erfolge, allein das ohnehin schwächliche Geschöpf wurde sehr davon abgemattet. Eines Abends, da meine Frau und ihre Schwester mit einem meiner Kinder beschäftigt waren, das eine ziemlich ernstliche Unpäßlichkeit hatte, schlug Marianne mir einen Spaziergang vor. Es war schon neun Uhr, ich ließ mich aber um desto williger dazu finden, da die große Hitze mir noch nicht erlaubt hatte, auszugehen. Wir wandelten hinter dem Dorfe auf einem ebenen Pfade dem Wäldchen zu, das, wie ich schon gemeldet habe, eine Viertelstunde davon entfernt lag. Marianne klagte über Müdigkeit; wir setzten uns auf das Geländer einer Brücke. Nach einigen Minuten sagte ich, daß es Zeit sey, aufzubrechen. Kaum waren wir ein Paar hundert Schritte weiter gegangen, so versicherte sie mich mit einem tiefen Seufzer, es sey ihr unmöglich, weiter zu gehen. Ich ließ sie wieder eine Weile ausruhen; dann setzten wir unsere Wallfahrt fort, allein es währte nicht lange, so sagte sie mir mit Thränen: Wahrlich, lieber Onkel, ich kann

nicht mehr. Es war schon dunkel, und ich hatte keine Lust, unter dem freyen Himmel zu übernachten. Kein Fuhrwerk, ja keine menschliche Seele war in der Gegend. Kurz, es blieb mir nichts übrig, als das Mädchen auf den Rücken zu laden, und mit ihr, wie der fromme Aeneas mit seinem Vater, ächzend und in Schweiß gebadet nach Hause zu wandern. Marianne dankte mir beynahe auf den Knien für meine Gefälligkeit, und ich that in der Stille das Gelübde, keinen einsamen Spaziergang mehr mit ihr vorzunehmen.

Sechster Brief.

Erwarten Sie, theure Freundinn, keine chronologische Ordnung in meinen Erzählungen. Es wäre mir unmöglich, die Begebenheiten nach ihrer Zeitfolge an einander zu reihen. Genug, daß alles, was ich Ihnen bisher erzählt habe, und bis zu unserer Rückreise in die Stadt erzählen werde, in einem Zeitraume von sechs bis sieben Wochen vorging. Hätte ich voraus sehen können, daß Marianne mir eine so wichtige Person werden würde, mit welcher strengen Sorgfalt würde ich auch die leichtesten Züge ihres Charakters nachgezeichnet haben.

In den ersten Wochen unseres Aufenthaltes in F— empfingen meine Schwiegerältern einen Besuch von ihrem Neffen, der ihnen seine junge Frau zuführte. Beyde waren von hier, und schon lange durch die Bande der Freundschaft mit mir verbunden. Wir saßen am folgenden Morgen nach dem Frückstücke ganz vergnügt beysammen, in einem obern Zimmer des Hauses, als Marianne todtenblaß und athemlos herein stürmte, und zum jungen Weibe sagte: „Um Gotteswillen, Madame, kommen Sie, man schneidet Ihrem Manne die Kehle ab!" Wir stürzten alle die Treppe hinunter, nnd fanden unsern Vetter unter den Händen des Barbiers. Durch einen bloßen Zufall hatte Marianne die Operation noch nie gesehen, weil sie in den vorigen Tagen gemeiniglich in den Stunden vorging, da sie mit ihrer Brunnen-Cur beschäftigt war.

Eines Abends verlor sie sich aus dem Hause. Wir suchten sie überall, aber vergebens, auf. Man hatte sie auf der Bank an der Thür sitzen gesehen, das war alles, was wir erfragen konnten. Unsere Unruhe stieg mit jedem Augenblicke. Nach einer halben Stunde brachte sie mein Secretär aus einem Wirthshause zu-

rück, wo er sie — über dem Tanze mit einem Oesterreichischen Cadetten betreten hatte, der mit einem Unter-Officier seit kurzem dort auf Werbung lag. Die arme Gefangene wurde vor mich geführt, und ich gestehe Ihnen, daß sie jetzt zum ersten, aber auch zum letzten Mahle meinen Unwillen erregte. Hier ist das peinliche Verhör:

Ich. Sind Sie schon lange vom Hause weg?

Sie. O ja, wohl eine halbe Stunde.

Ich. Warum gingen Sie fort, ohne etwas zu sagen? Sie haben uns allen sehr bange gemacht.

Sie. Ach, das ist mir sehr leid. Hören Sie nur, ich will Ihnen sagen, wie das kam: ich saß vor der Thür und arbeitete, da bekam ich Lust, ein wenig auf der Straße auf und ab zu gehen. Als ich dort unten an jenes Wirthshaus kam, hörte ich eine schöne Musik, da blieb ich vor dem Fenster stehen, um zuzuhören. Da sah ich, daß einige Herren und Jungfern mit einander tanzten, da kam ein junger Herr in einem weißen Rocke mit roth hier (sie fuhr mir mit der Hand um den Aufschlag), und fragte mich: ob ich Lieb-

haberinn der Musik sey? O ja! sagte ich. Da fragte er mich, ob ich auch den Tanz liebe? O ja! sagte ich. Da führte er mich in die Stube, und ich tanzte zwey oder drey Tänze mit ihm; da kam Ihr Herr N— und rief mich ab. — Sagen Sie nun, lieber Onkel, ob das etwas Böses ist.

Ich. Gerade nichts Böses, mein Kind, aber etwas sehr Unbesonnenes; ein junges Frauenzimmer soll sich nie in eine Gesellschaft begeben, die sie nicht kennt.

Sie. Ey das wußte ich nicht.

Ich. Sie haben mit Werbern und Recruten getanzt. Das mögen brave Leute seyn, allein wenn Sie das in einer Stadt gethan hätten, so würde es ihrem guten Nahmen auf immer schaden; das heißt, man würde sagen: das Fräulein von B— führt sich schlecht auf.

Sie. Ey, lieber Gott, wer konnte das wissen? Es ist doch ein Glück, daß wir nicht in der Stadt sind. O, vergeben Sie mir's, lieber Onkel, vergeben Sie mir's. Nicht wahr, Sie werden es niemanden sagen.

Ich. Nein, wenn Sie mir in die Hand versprechen, daß Sie, ohne meine oder ih-

rer Tante Erlaubniß nirgends mehr hingehen wollen.

Sie versprach es, und der Friede wurde geschlossen. Zum Glücke war die Frau des Wirthshauses eine gute Bekannte meiner Schwiegerältern, bey der dem Mädchen kein Leid hätte geschehen dürfen. — Ueberhaupt muß ich hier anmerken, daß ich dem guten Kinde eine Sache nie mehr als ein Mahl untersagen, und selten mehr als ein Mahl erklären durfte. Sie faßte alle Lehren mit der liebenswürdigsten Folgsamkeit auf, und man sah es ihr oft deutlich an, wie ihre dämmernde Vernunft arbeitete, um eine Wahrheit zu zerlegen, oder aus den Gesprächen, die sie hörte, ein für sie neues Resultat zu ziehen.

Siebenter Brief.

Gegen das Ende unseres Aufenthaltes in F— besuchte uns der brave Pfarrer, bey dem Marianne die Messe zu hören pflegte. Er sagte uns, er sey in unser Dorf berufen worden, um einen reisenden Cattun-Drucker seiner Religion, der an einem hitzigen Fieber darnieder lag, das Nachtmahl zu reichen. Wir behielten ihn bey Tische, und ich nahm Ge-

legenheit, ihn über eine Geschichte zu befragen, die man mir von ihm erzählt hatte, und die ich in einen meiner folgenden Briefe verweise. — Da Marianne immer sehr kläglich that, wenn die Witterung oder ihre Cur die Reise nach der Kirche unmöglich machte, so bath ich den Geistlichen, sie zu beruhigen, und ihre Begriffe über diesen Punct aufzuklären. Der wackere Mann that es mit vieler Klugheit, und mit ziemlich gutem Erfolge. Marianne meinte nur, es würde noch viel besser seyn, wenn sie, so oft sie nicht selbst in die Kirche käme, eine Messe für sich lesen ließe. Gegen diesen Vorschlag hatte der Pfarrer nicht viel einzuwenden, und wir setzten ihn vor Mariannens Augen in den Stand, dem Himmel die verlangten Sühnopfer zu bringen. Ehe er nach seinem Dorfe zurück kehrte, besuchte er seinen Kranken noch ein Mahl, und kam nach einer Stunde mit der Nachricht zurück, daß er gestorben sey.

Ich saß auf meinem Zimmer über einem Briefe, als Marianne herein trat, und mich in jenem schmeichlerisch flehenden Tone, der allen Pflegetöchtern des Klosters eigen ist, um die Erlaubniß bath, den verstorbenen Cattun-

Drucker zu sehen, und neben seinem Leichname zu bethen.

Das geht nicht an! sagte ich; Sie können zu Hause für ihn bethen. Sie haben nichts bey den Todten zu thun.

Ach, lieber Onkel, erwiederte sie, ich habe schon todte Nonnen gesehen, aber noch keinen todten Mann; o ich bitte, ich bitte, lassen Sie mich diesen sehen!

Ich wiederhohlte meine abschlägige Antwort, allein das Mädchen wollte sich nicht abweisen lassen. Sie bettelte so inständig, so dringend, daß ich ihr endlich erlaubte, mit unserer Magd höchstens auf eine Viertelstunde hinzugehen. — Sie werden sehen, setzte ich hinzu, daß ich Recht hatte, es Ihnen abzurathen. Ihr Vorwitz wird sie gereuen.

Ob ich wohl that, ihr nachzugeben, das überlasse ich Ihnen, meine Freundinn, zu entscheiden. Ich gestehe Ihnen zum voraus, daß es vornehmlich in der Absicht geschah, ihrer los zu werden, weil ich meinen Brief noch vor der Abendmahlzeit fertig machen mußte. Bey Tische war M a r i a n n e lange nicht so geschwätzig, als sie es seit einiger Zeit immer war, und nach der Mahlzeit wich sie keinen

Schritt von unserer Seite. Von dem Todtenbesuche wurde kein Wort gesprochen. Nach zehn Uhr trennten wir uns, um zu Bette zu gehen. Unsere Zimmer lagen auf einem Stockwerk, sie waren aber durch eine Flur getrennt, auf der wir uns gewöhnlich gute Nacht sagten. Dieses geschah auch jetzt. Marianne umarmte erst meine Gattinn, dann mich, und indem sie mich bey der Hand ergriff, sagte sie zu mir: ich hätte noch ein Wörtchen mit Ihnen zu sprechen. — Ich folgte ihr auf ihr Zimmer.

Marianne. Lieber Onkel, ich möchte Sie um eine große Gefälligkeit bitten. Sie müssen mir sie aber nicht abschlagen.

Ich. Ich muß zuerst wissen, ob sie in meiner Gewalt steht.

Marianne (freudig). Ach Gott ja! Nicht wahr, Sie wollen es thun?

Ich. Zuvor muß ich wissen, was es ist.

Marianne. Sie hatten wohl recht, lieber Onkel, als Sie mir sagten, daß mein Vorwitz, den todten Mann zu sehen, mich gereuen würde. Nun schwebt er mir immer vor den Augen, und ich fürchte mich, zu Bette zu gehen.

Ich. Da haben wirs. Ihre Furcht ist eben so kindisch, als es Ihr Vorwitz war. Gehen Sie zu Bette!

Marianne. Ach Gott! Sie haben mir ja versprochen, meine Bitte zu gewähren.

Ich. Was wollen Sie, mein Kind?

Marianne. O ich bitte Sie, lieber Onkel, schlafen Sie bey mir.

Ich. Sind Sie klug? das kann unmöglich seyn.

Marianne (äußerst betrübt). Warum denn nicht?

Ich. Morgen, meine Freundinn, werde ich es Ihnen sagen. Schlafen Sie ruhig. Ich schwöre Ihnen, daß Sie nichts zu fürchten haben.

Ich ging auf mein Zimmer. Sie kam mir aber nachgelaufen, und klagte es meiner Frau mit vielen Thränen, daß ich nicht bey ihr schlafen wolle. — Diese wußte ihr anfänglich vor Ueberraschung nichts zu antworten. Daß wir dabey Mühe hatten, das Lachen zu verhalten, brauche ich wohl nicht zu sagen. — Endlich nahm sie das Mädchen bey der Hand: Kommen Sie, sprach sie zu ihr, meine ältere Schwester soll ihr Bett mit Ihnen theilen.

— Sie ließ sich ungern wegführen, und ich mußte ihr das Versprechen wiederhohlen, daß ich ihr am folgenden Morgen die Ursache meiner Weigerung entdecken würde. Sie können leicht denken, meine Freundinn, daß die Betrachtungen, die ich mit meiner Frau über diese Scene anstellte, bey weitem nicht alle belustigend waren, und daß ich dabey die Nonnen nicht verschonte, ungeachtet sich manches zu ihrer Rechtfertigung sagen ließ. Sie durften über diesen Punct gegen eine Klosterschwester, denn das war Marianne in ihren Augen, etwas flüchtiger wegschlüpfen, und diese Zurückhaltung konnte sogar eine Art von Barmherzigkeit heißen, die sie an dem armen Schlachtopfer ausübten.

Meine vornehmste Sorge war, durch eine vorsichtige Belehrung die Unschuld des armen Mädchens sicher zu stellen, und die bevorstehende Unterredung also einzuleiten, daß sie über kurz oder lang beym Andenken derselben nicht erröthen dürfte. Doch nicht nur Mariannens wegen, sondern selbst um meinetwillen lag mir unendlich viel daran, sie nicht zurück zu scheuchen, noch ein Vertrauen

zu schwächen, das mir um so heiliger seyn mußte, je weniger es Gränzen kannte.

Achter Brief.

Schon vor sieben Uhr des Morgens hörte ich Mariannen auf der Flur herum trippeln; bisweilen blieb sie an meiner Thür stehen, um zu horchen, ob ich nichts von mir vernehmen ließe. Sie durfte nicht lange warten; sie hing sich mir an den Arm, und ich schlug ihr einen Spaziergang auf die Landstraße vor. Seit meinem nächtlichen Abenteuer nahm ich mich wohl in Acht, einen andern mit ihr zu wagen. Der Weg war sehr angenehm, und da unsere Wohnung die äußerste im Dorfe war, so befanden wir uns mit dem ersten Schritte auf dem Felde. Ich bemächtigte mich mit Vorsatz des Gespräches, um es nach meiner Absicht lenken zu können, und nach einigen gleichgültigen Fragen, worauf ich Mariannen nur zu kurzen Antworten Zeit ließ, setzten wir die Unterredung folgender Gestalt fort:

Ich. Allein sagen Sie mir denn, meine Freundinn! Was Sie alles in Ihrem Kloster gelernt haben?

Sie. O vielerley Sachen: Die Geographie, die biblische Historie, den Katechismus.

Ich. So? also die Geographie. Können Sie mir sagen: wo Rouen liegt?

Sie. Rouen .... Ja, lieber Onkel! ich muß zuerst wissen, in welchem Lande Rouen gelegen ist?

Ich. Ey das ist es ja, was ich von Ihnen wissen will!

Sie. Ich meine nur so, daß ich wissen muß, ob Rouen in Frankreich, oder in Spanien oder in Deutschland liegt.

Ich. Nun Rouen liegt in Frankreich.

Sie. Frankreich ist ein Königreich, seine Gränzen sind: gegen Mitternacht der Canal oder La Manche und die Niederlande, gegen Morgen Deutschland, die Schweiz und Italien, gegen Mittag das mittelländische Meer, und das Pyrenäische Gebirge, wodurch es von Spanien abgesondert wird, und gegen Abend das Aquitanische Meer. —

Dieses und noch weit mehr, besonders die Größe des Landes, seine Flüsse, seine Eintheilung in Gouvernements u. s. w. bethete sie in einem Tone, und mit unglaublicher Geschwindigkeit wie ein Ave Maria her.

Bey jedem Gouvernemente nennte sie sogleich die Hauptstadt; z. B. Bretagne . . . Rennes, und hierauf Normandie Rouen, und nun wiederhohlte sie im Triumphe — Rouen ist die Hauptstadt der Normandie.

Nach diesem Pröbchen, meine theuere Freundinn, habe ich nicht nöthig, Ihnen anzumerken, daß das arme Kind nichts als Worte daherplappern konnte, und die Provinzen, Städte und Flüsse, ungefähr so, wie eine Drehorgel die Töne eines Walzers, angab. Dessen ungeachtet bezeigte ich ihr meine Zufriedenheit und fuhr fort:

Ich. Gut, mein Kind. Allein sagten Sie mir nicht, Sie hätten auch den Katechismus gelernt?

Sie. Ey freylich, alle Tage!

Ich. So werden Sie auch die zehn Gebothe Gottes wissen?

Sie. Und auch die sieben Gebothe der Kirche.

Ich. Wir wollen für dieses Mahl nur bey den zehn Gebothen Gottes stehen bleiben. Wie heißen die?

Nun fing das Räderwerk wieder an zu laufen. Sie sagte die zehn Gebothe in Fran-

zösischen Knittelversen her, so wie sie in allen Katechismen stehen.

Das sechste Geboth lautete also:

Luxurie ne commettras,

De Corps ni de consentement.

Halt . . . . sagte ich hier, ich sehe schon, daß Sie die zehn Gebothe können. Allein, haben die Nonnen sie Ihnen auch erklärt?

Sie. Ja freylich, warum denn das nicht!

Ich. Was heißt denn: Luxurie ne commettras?

Marianne schwieg. — Ich vereinfachte meine Frage: Was heißt Luxurie?

Sie. Luxurie, ey Luxurie heißt . . . Luxurie.

Ich. Das heißt nichts. Was verstehen Sie unter diesem Worte?

Sie. Das weiß ich nicht, lieber Onkel.

Ich. Soll ich Ihnen sagen, was Luxurie heißt?

Sie. O ja, wenn Sie die Güte haben wollen.

Ich. So viel wissen Sie aber doch, daß Gott verbothen hat, das zu thun, was unter Luxurie verstanden wird?

Sie. Ja wohl, denn es heißt: Luxurie ne commettras.

Ich. Nun so muß ich Ihnen sagen, mein Kind, daß durch diese Worte allen Mannspersonen und Weibspersonen, die nicht verheirathet sind, verbothen wird, beysammen zu schlafen.

Plötzlich zog Marianne ihren Arm unter dem meinigen hervor, drehte sich gegen mich, hob beyde Hände bis in die Höhe der Brust empor, und sagte in einem erschrockenen, halbleisen, aber dabey über allen Ausdruck feyerlichen Tone: Ach Gott! so haben Sie, lieber Onkel, mich gestern Abends vor einer großen Sünde bewahret.

Ich habe in meinem Leben mehrere Frauenzimmer gekannt, die wie Sie, meine Freundinn, unter die ersten Ihres Geschlechts gehörten, allein, ich gestehe Ihnen, daß ich selbst für die erste unter den ersten nie die Ehrfurcht empfand, die ich in diesem Augenblicke für den Engel fühlte. Wären wir nicht auf der Landstraße gewesen, ich hätte Mariannen an mein Herz gedrückt. Ich drückte ihre Hand, indem ich ihren Arm wieder unter den meinigen schob, und richtete unsern Weg nach un-

serer Wohnung zurück. — Ich wollte die Unterredung nicht länger fortsetzen. Ich unterbrach sogar den heißen innigen Dank, den sie mir für diese Belehrung abstattete, und bath sie bloß, sie nie zu vergessen. O gewiß nicht, gewiß nicht, erwiederte sie, und die reinste Thräne der Andacht floß über ihre Wange.

In der letztern Hälfte des Augusts verließen wir unsern ländlichen Aufenthalt, um in die Stadt zurück zu kehren. Mariannens Abschied von meinen Schwiegerältern und ihren Töchtern war sehr rührend. Nie hörte ich die Dankbarkeit eine kunstlosere und dennoch beredtere Sprache führen. Auch unser wackerer Pfarrer in H— wurde nicht vergessen. Er hatte wirklich Mariannens Religions-Begriffe in manchem Puncte berichtigt, und interessirte mich auch wegen einer sonderbaren Begebenheit, die ich Ihnen, meine Freundinn, mitzutheilen versprochen habe. Sie schickt sich als Episode in die Geschichte meiner Marianne; denn es ist auch die Geschichte einer Unglücklichen, von der mir damahls nicht ahndete, daß ich sie einst persönlich würde kennen lernen.

Der Pfarrer von H— lebte sehr still und eingezogen mit einer Schwester, die ihm seine kleine Haushaltung führte. Seine Pfründe war schlecht, und seine Gemeinde zu arm, um sie zu verbessern. Eines Tages kam ein verschlossener Wagen vor seine Wohnung gefahren. Ein ansehnlicher, wohlgekleideter Mann, von mehr als mittlerem Alter, und ein sehr schönes Frauenzimmer stiegen heraus. Der Pfarrer ging ihnen entgegen, und fragte sie um ihr Begehren. Wir wünschten Sie allein zu sprechen, antwortete der Fremde. Der Pfarrer führte sie auf sein Zimmer.

Wir kommen, uns von Ihnen trauen zu lassen! sprach der Mann. — Hierzu wird ein Ausrufschein und die Erlaubniß des Bischofs erfordert, erwiederte der Geistliche, haben Sie die, so kann es geschehen. — Fragen Sie mich nach nichts, sprach der Fremde, und wählen Sie! — Bey diesen Worten legte er mit der einen Hand zwölf Louisd'or auf den Tisch, und zog mit der andern eine Pistole aus der Tasche. Der Pfarrer wollte nach der Thür gehen, der Fremde eilte ihm zuvor, und schloß sie ab. — Sie setzen mich, mein Herr, der größten Verantwortung bey dem Bischofe aus,

sagte der bestürzte Geistliche. — Ich nehme alle Verantwortung auf mich, versetzte der Fremde. Lassen Sie mich aber nicht lange warten! — Der Pfarrer machte noch einige Einwendungen. Der Fremde wiederhohlte seine Drohungen, und machte mit seiner Pistole eine sehr bedeutende Pantomime. Ich will glauben, daß die Armuth des Pfarrers eben so viel als seine Furcht zu dem Entschlusse beytrug, den er faßte, die Trauung zu vollziehen. Nach geendigter Ceremonie nahm das Brautpaar Abschied; der Mann ließ die zwölf Louisd'or auf dem Tische liegen, und der Wagen eilte mit größter Schnelligkeit davon.

Nach einigen Wochen wurde der Pfarrer in die bischöfliche Residenz beschieden. Der Bischof, der von dem ganzen Vorfalle unterrichtet war, hielt ihm sein Vergehen mit größter Strenge vor, und verurtheilte ihn zu einer sechsmonathlichen Buße im Seminarium. Der Bräutigam selbst war, ohne es zu wissen, sein Ankläger. Er vermuthete, der Pfarrer würde die Begebenheit an seine geistlichen Obern berichten, und schrieb zur Steuer der Wahrheit an den Bischof, daß er wirklich den armen Mann durch Furcht vermocht habe, ihn

mit seiner Nichte zu trauen. Er bath daher für ihn um Gnade, und fügte hinzu, er habe bereits nach Rom geschrieben, um sich die päpstliche Dispensation zu seiner Heirath auszuwirken. — Da nun der Pfarrer dem Bischofe den Vorfall verschwiegen hatte, so konnte das Bekenntniß und die Fürbitte des Fremden ihm nichts helfen. Er mußte seine Bußzeit aushalten, und dem Vicar, den man indeß auf seine Pfarre setzte, eine Belohnung von hundert Thalern geben.

Einige Jahre hernach führte mich der Zufall mit der jungen Frau auf der Postkutsche von G— zusammen. Ich kannte sie nicht; sie war in tiefer Trauer, und ihr ganzes Wesen zeigte von einer noch größern Betrübniß, als ihre Kleider. Sie hatte das Herz voll, und ich erfuhr bald von ihr, daß ihre Reise einen schweren Prozeß zum Gegenstande habe. So wenig ich auch Vorwitz blicken ließ, so erzählte sie mir dennoch, ohne lange Vorbereitung, genug von ihrer Geschichte, um sie mir vollkommen kenntlich zu machen. Sie fügte hinzu, ihr Mann sey gestorben, und habe ihr einen kleinen Sohn und ein ziemlich beträchtliches Vermögen hinterlassen, welches seine nächsten

Erben ihr streitig machten. Wenn ich mich noch recht erinnere, so fochten sie die Gültigkeit ihrer Ehe aus dem Grunde an, daß die wirklich erhaltene päpstliche Dispensation nicht bey dem Obergerichtshofe der Provinz protokollirt worden sey. Die nähern Umstände dieses Prozesses sind mir unbekannt, so viel aber weiß ich ganz gewiß, daß er verloren ging, daß die Ehe für ungültig, und das Kind für einen Bastard erklärt wurde. Das arme junge Weib gerieth darüber in Verzweiflung. Ihre Seele erlag unter der Last des Kummers. Sie wurde rasend, und starb nach langem Leiden im Tollhause.

Zehnter Brief.

Lassen Sie uns, meine Freundinn, zu Mariannen zurück kehren. — Wir nahmen unsern Heimweg über G—, wo wir uns ein Paar Tage aufhielten. Marianne bezeigte die größte Lust, ihr Kloster zu besuchen, um von den Nonnen noch einige Kleinigkeiten abzufordern, die sie zurück gelassen hatte. Ich merkte gar wohl, daß weder diese Geräthschaften, noch die Liebe zu den heiligen Schwestern, die, außer der guten Rosalie, ihr

wenig am Herzen lagen, der vornehmste Bewegungsgrund dieses Besuches waren. Marianne wollte sich den Nonnen und ihren jungen Gespielinnen in ihrem rosenfarbenen Putze zeigen, und da sie zu fühlen anfing, daß man ihre Erziehung verwahrloset hatte, so mochte sie wohl auch die Absicht haben, die Fortschritte ihrer Cultur sehen zu lassen.

Meine Frau begleitete sie in das Kloster. Rosaliens Empfang war gutmüthig und zärtlich. Die übrigen Nonnen, besonders die Priorinn, begegneten ihr ziemlich frostig, und diese letztere sogar mit einer Art von Verachtung. Ihre Miene schien zu sagen: Du bist ein Weltkind, das nicht würdig war, in unsern heiligen Mauern zu bleiben. — Rosalie gab Mariannen wieder einige Reliquien, wofür ihr das Mädchen sehr freundlich dankte, allein kaum war sie zu Hause, so theilte sie diese Herrlichkeiten unter meine beyden Kinder aus.

Marianne kehrte sehr ungern zu Madame A— zurück, die sie ganz aus dem Gesichte verloren hatte. Beynahe zwey Monathe hatte sie in unserer Gesellschaft zugebracht, und ihr einziger Wunsch war, ihre beständige Woh-

nung in meinem Hause aufzuschlagen. Ich that, was ich konnte, um diesen Wunsch zu ersticken. Ich sagte ihr, der ausdrückliche Befehl ihrer Beschützerinn sey, daß sie bey katholischen Personen Kost und Wohnung haben solle. Um ihr aber den Gehorsam unter diesen Befehl, so viel als es an mir lag, zu erleichtern, ertheilte ich ihr die Vollmacht, uns jeden Nachmittag mit ihrer Arbeit zu besuchen. Sie benutzte sie so buchstäblich, daß wenige Tage vergingen, da wir sie nicht bey uns sahen, und ich kann sagen, daß wir bey jedem Besuche einen neuen Strahl ihres aufglimmenden Verstandes, oder einen neuen Zug ihres trefflichen Herzens an ihr bemerkten. Zu lieben, und geliebt zu seyn, war das dringendste Bedürfniß ihrer Seele. Oft äußerte sie es mit der reitzenden Unbefangenheit eines Naturkindes, oft durch schmeichlerische Liebkosungen, die sie nach dem Exempel ihrer Klostergespielinnen anwenden mußte, um sich bey den Nonnen in Gunst zu setzen.

Der Weg in die protestantische Kirche führte an ihrer Wohnung vorbey. So oft sie des Sonntags die Glocke hörte, stellte sie sich auf die Lauer, und wenn sie mich oder meine

Gattinn erblickte, kam sie uns wie ein sechsjähriges Kind entgegen gelaufen, und rief schon auf halbem Wege: Guten Tag, lieber Onkel, liebe Tante! Immer wurde der Gruß mit einigen Küssen versiegelt. Ich ergriff die nächste beste Gelegenheit, ihr mit möglichster Schonung zu verstehen zu geben, daß dergleichen Bewillkommungen auf öffentlicher Straße sich nicht schickten. Ey warum nicht, antwortete sie, das schadet ja keinem Menschen was, und niemand wird mir verbiethen, meinen Onkel, oder meine Tante zu grüssen.

Ihre Freundschaft ist uns sehr theuer, versetzte ich, und kann freylich niemanden schaden, allein, in den Städten ist es nun so einmahl der Gebrauch, daß man sich in seiner Art zu grüssen nach andern richten muß.

Das ist ein einfältiger Gebrauch, sagte sie, und ich mußte sie mehr als ein Mahl daran erinnern, ehe sie sich demselben unterwarf.

Ungefähr vierzehn Tage nach ihrer Rückkunft vom Lande traf ich sie bey meiner Gattinn auf ihrem Zimmer an, wo sie wechselsweise Filet machte, und mit meinen Kindern spielte. Man kam, ich weiß nicht mehr wie, auf eine Hochzeit zu sprechen.

Ich werde mich nun auch bald verheirathen, sagte Marianne.

Ich. Darf ich wissen, mit wem?

Sie. O ja, Sie dürfen und müssen es wissen.

Ich. Nun mit wem denn?

Sie. Mit Ihnen.

Ich. Also, mein Kind, wollen Sie den Tod ihrer guten Tante.

Sie. Ich? Bewahre Gott! O, lieber Onkel, wie können Sie das von mir denken?

Ich. Ey es muß wohl seyn. Haben Sie schon einen Mann gesehen, der zwey Weiber hatte?

Sie (nach einem kurzen Nachdenken). Ich glaube nein.

Ich. Das glaube ich auch. Es ist den Christen verbothen, zwey Weiber zu nehmen.

Marianne (halbleise). Das ist Schade. — Dann sprang sie auf meine Gattinn zu, fiel ihr um den Hals: Ach liebe, liebe Tante, vergeben Sie mir, ich bedachte das alles nicht. — Ein inniger schwesterlicher Kuß der Tante stellte sie zufrieden.

Einst wollte sie uns besuchen. Wir waren beyde ausgegangen. Sie kam in mein Cabi-

nett, wo mein Secretär schrieb. Sie wollte ihm nicht glauben, daß wir nicht zu Hause wären. Sie öffnete den Alkoven, und suchte alles aus. Endlich trat sie vor meinen Lehnstuhl, der neben dem Schreibtische stand. Nun sagte sie, weil er nicht hier ist, so will ich doch die Arme des Stuhles küssen, in dem er zu sitzen pflegt. Sie neigte sich auf die Knie, und that es. Dann setzte sie sich in den Stuhl, zog ein kleines Döschen aus der Tasche, und sagte zum Secretär, hier habe ich eine Reliquie — eine Reliquie, die mir um keinen Preis feil wäre. — Nun lassen Sie mich sie sehen? sprach dieser. Das thue ich nicht, erwiederte sie, und drückte das Döschen in ihre Hände. Der Secretär, der sie bisweilen zu necken pflegte, lauschte den Augenblick ab, und nahm ihr das Döschen. — Er öffnete es, und fand — eine Besuchkarte mit meinem Nahmen. Der Anblick rührte ihn zu sehr, als daß er die Reliquie nicht auf der Stelle zurück gegeben hätte, wenn er auch nicht durch ihr Geschrey dazu wäre gezwungen worden. Ich erinnerte mich, einst, als ich sie nicht zu Hause antraf, zum Scherz diese Karte bey ihrer Wirthinn zurück gelassen zu haben.

Eilfter Brief.

Der Sommer war verstrichen, Marianne hatte beynahe vier Monathe außer dem Kloster zugebracht, und zeigte täglich mehr Abneigung, in dasselbe zurück zu kehren. Sie wiederhohlte mir von Zeit zu Zeit und immer dringender ihre alte Bitte, unter meine Hausgenossen aufgenommen zu werden. Meine Antwort war immer dieselbe, und in meinen Briefen, die der alten Gräfinn mitgetheilt wurden, nahm ich mich wohl in Acht, dieser Bitte mit einem Worte zu erwähnen. Meine Beharrlichkeit kostete dem guten Mädchen manche Thräne, und ich gestehe es, meine Freundinn, mir selbst manchen Kampf. Ich und meine Gattinn hätten das gute Kind so gerne ganz glücklich gesehen. Allein es wird sich bald zeigen, daß diese Beharrlichkeit mir manchen quälenden Vorwurf erspart hat, den ich mir in der Folge mit oder ohne Grund gemacht haben würde.

Marianne hatte mit uns das Vergnügen der Weinlese genossen, und befand sich eben bey meiner Frau, als ich von meinem Verwandten einen Brief erhielt, darin er mir meldete, Mariannens Großvater, ein

Greis von fünf und siebzig Jahren, habe einen Fall gethan, der sein Leben in Gefahr setzte; die Annäherung des Todes habe sein Gewissen aufgeweckt, und ihm den Entschluß eingegeben, Mariannen für seine Enkelinn zu erklären, und sie aus ihrem Exil zurück zu rufen. Zu diesem Ende ertheilte man mir den Auftrag, sie von dieser Veränderung ihres Schicksals zu unterrichten, und alles zu ihrer Abreise bereit zu halten. Man bestimmte mir den Tag, da eine Kammerfrau der alten Gräfinn ihr bis nach G— entgegen kommen würde, und ersuchte mich, sie wo möglich bis dahin zu begleiten. Auf jeden Fall aber würde die Kammerfrau mir eine Vollmacht übergeben, wodurch das Fräulein von mir zurück gefordert, und ich für ihre Auslieferung quittirt werden sollte.

Dieser Brief fiel mir auf, obgleich der Augenblick noch nicht erschienen war, da ich ihn völlig verstehen konnte. Ich mußte seinen Inhalt Mariannen mittheilen. Ich ging also damit auf das Zimmer meiner Frau, wo ich das gute Mädchen in einem sehr aufgeräumten Gespräche antraf. —

Ich bringe Ihnen eine Nachricht, sagte ich zu ihr, die Ihnen angenehm seyn wird. — Sie kam mir entgegen gehüpft: Nicht wahr, ich bekomme eine Uhr? — Sie hatte mich schon mehrmals gebethen, ihr die Erlaubniß auszuwirken, eine zu kaufen.

Meine Zeitung ist wichtiger, erwiederte ich: Sie sollen verreisen, mein Kind, in ihr Vaterland, zu den Ihrigen sollen Sie verreisen.

Sie. Gehen Sie mit, lieber Onkel?

Ich. Nein, man verlangt es nicht, und es könnte auch nicht seyn.

Sie. So gehe ich nicht fort.

Ich. Setzen Sie sich hier neben mich, meine Freundinn, und hören sie mich aufmerksam an. Es ist mir eine innige Freude, Ihnen sagen zu dürfen, daß Sie eine Mutter, eine Großmutter, einen Großvater haben. Dieser letztere ist alt und kränklich, und möchte Sie noch vor seinem Tode sehen.

Marianne (ernsthaft). Eine Mutter, eine Großmutter, einen Großvater?

Ich. Ja, meine Freundinn, und Ihre Großmutter ist eben die Gräfinn von —, die bisher Ihre Wohlthäterinn war. Es erwartet

Sie ein Glück, von dem Sie jetzt noch keinen Begriff haben. Sie können sich wohl noch andere Kostbarkeiten als eine Uhr versprechen.

Marianne. Ganz gut, lieber Onkel, allein ich reise nicht.

Ich. Warum nicht, mein Kind? Wissen Sie wohl, daß eine Kammerfrau Ihrer Großmama bereits unter Weges ist, Sie abzuhohlen, und daß ich Sie nicht hier behalten dürfte, wenn ich auch wollte.

Marianne weinte bitterlich. Ach, lieber Onkel, ich verlange keine Uhr, keine Kostbarkeiten, ich will hier bey Ihnen, und bey meiner Tante bleiben.

Ich. Sie sollen uns immer diesen — süßen Nahmen geben, allein, Sie wissen, daß wir Ihnen nicht verwandt sind. Ihre eigentlichen Verwandten, Ihre Mutter und Ihre Großältern sind in N— und wollen Sie nun bey sich haben.

Marianne schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie in einem äußerst betrübten, aber festen Tone:

Lieber Onkel, diese Leute haben mich nicht lieb. Warum hätten Sie mich sonst siebzehn Jahre alt werden lassen, ohne mir zu

sagen, was sie mir sind. Meine Großmutter hat mir zwar Gutes gethan, allein, hat sie mir ein einziges Mahl geschrieben, oder sagen lassen, daß ich Ihre Enkelinn sey?

Ich. Dazu können sie Ursachen gehabt haben, die sie Ihnen schon eröffnen werden.

Marianne. Kann es solche Ursachen geben? Ich glaube es nicht. (Sie weinte von neuem). Ach, lieber Onkel, ich kann, ich will nicht fort, ich will hier bleiben. Dann wandte sie sich zu meiner Frau: O meine gute Tante, behalten Sie mich, behalten Sie mich, ich will bey Ihnen dienen, ich will Ihr Kindsmädchen werden.

Diese Scene zerriß uns das Herz. Wir konnten lange nicht sprechen, und hielten das arme Kind in unsern Armen. Endlich sagte ich zu ihr: Reisen Sie, meine Theure, wir wollen Sie bis G— begleiten. Wenn es Ihnen bey Ihrer Familie nicht wohl geht, und Sie mir ein Verlangen bezeigen, zu uns zurück zu kehren, so schwöre ich Ihnen, daß ich Ihre Großmama um diese Erlaubniß bitten, und Sie, liebe Marianne, als unsere Freundinn, als unsere Schwester in mein Haus aufnehmen werde.

Marianne antwortete nicht, sie schlug ihre Arme um uns, und drückte uns mit convulsivischer Gewalt an ihr Herz. Nach und nach wurde sie ruhiger, aber von dieser Unterredung an, bis auf den Augenblick unserer Trennung, war ihre Seele düster und äußerst niedergeschlagen. Ihre Augen standen immer voll Wasser, und sie sprach nur, wenn sie sprechen mußte. Ich begleitete sie nach Hause, um der Madame A— die eingelaufene Nachricht mitzutheilen, und sie zu bitten, alles zu Mariannens Abreise bereit zu halten, welche auf den dritten Tag festgesetzt wurde. — Hier ging der Jammer von neuem an, ich will aber Ihnen, meine Freundinn, und mir selbst ein Gemählde ersparen, das immer unter der Wahrheit bleiben, und dennoch eine bloße Wiederhohlung desjenigen seyn würde, das ich Ihnen bereits entworfen habe.

Zwölfter Brief.

Den ganzen folgenden Tag brachte Marianne bey uns zu. Sie hatte die Nacht mit Weinen und Seufzen durchgewacht, und war blaß wie eine Leiche. Als ihr Friseur zu ihr kam, befahl sie ihm, ihr die Haare zu ver-

schneiden. — Das haben Sie nicht nöthig, sagte er, wenn Sie in das Kloster gehen. — Ich . . . in das Kloster! erwiederte sie hastig, eher werde ich mich in einen Brunnen stürzen, als mich wieder einsperren lassen. — Bey Tische genoß sie nichts, und sprach kein Wort. Da sie sehr schwach war, führte ich sie auf mein Cabinett, und rieth ihr, ein wenig auf dem Kanapeh auszuruhen, das im Alkoven stand. Dieses mochte bey ihr die Idee einer Klosterzelle rege machen. — Nicht wahr, lieber Onkel, sagte sie mit Schluchzen, ich werde in kein Kloster gebracht? Nein, mein Kind, war meine Antwort, und wenn Sie es begehren, so will ich zum Ueberflusse an Ihre Großmutter schreiben, und sie beschwören, Sie uns zurück zu senden. Ach ja, thun Sie das, antwortete sie mit einem tiefen Seufzer. Sie weinte immer fort. Zufälliger Weise besuchte mich ein katholischer Geistlicher, den Marianne kannte, weil er eine Schwester in ihrem Kloster hatte. Ich empfing ihn an der Thür, und bath ihn leise, das arme Mädchen zu trösten, und ihr vornehmlich die Furcht vor dem Kloster auszureden. Der Mann that sein Möglichstes, allein alle seine Beredsamkeit ging

verloren. Marianne kehrte des Abends eben so betrübt auf ihr Zimmer zurück, als sie es verlassen hatte. Um sie ein wenig zu zerstreuen, schlug ich ihr des folgenden Tages vor, mit meiner Frau einen Abschiedsbesuch bey einigen Freundinnen zu machen, die ihr viel Liebe erzeigt hatten. Sie waren vom Zwecke dieses Besuches unterrichtet, und wandten alles an, um sie durch die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens zu erheitern. Wir erreichten unsere Absicht, so gut es möglich war. Marianne schien ziemlich gelassen, bis auf den Augenblick, da sie sich von meiner ehrwürdigen Mutter beurlaubte, die sie, wie meine Kinder, ihre Großmama nannte. Sie brachte die letzte Nacht in meinem Hause zu, und des folgenden Morgens reiseten wir in der Früh nach G— ab.

Unsere Gesellschaft wurde durch einen meiner Freunde vermehrt, der in Hessischen Kriegsdiensten stand, und mit seiner Gattinn denselben Weg nahm. Da er einen besondern Wagen hatte, so trafen wir nur in dem ersten Gasthofe zusammen, wo wir gemeinschaftlich frühstückten. Die muntere Laune meines Freundes, seine Gefälligkeit gegen Mariannen,

und die Schönheit des Tages, die uns während der Abfütterung der Pferde zu einem kleinen Spatziergang einlud, versetzten das Mädchen in eine ziemlich heitere Stimmung, die sich bis M—, einem Dorfe, drittehalb Meilen von G—, erhielt, wo wir zu Mittage zu speisen gedachten. Am Eingange des Dorfes begegnete uns die Schwägerinn meines Verwandten, mit einem sehr wohlgekleideten Frauenzimmer, deren Physiognomie aber zu einem Granatier nichts als der Schnurbart fehlte. Ihre Begleiterinn stellte sie uns als die Kammerfrau der Gräfinn von — vor, welche den Auftrag habe, das Fräulein von J— abzuhohlen. Bey diesen Worten überreichte mir die Fremde den Auslieferungsschein, wovon ich Ihnen oben gesprochen habe, und complimentirte mich in einem so possierlichen Salzburger Dialect, daß es mir unmöglich gewesen wäre, das Lachen zu verhalten, wenn nicht in diesem Augenblicke M a r i a n n e sich an mich angeschmiegt, und meinen Arm aus allen Kräften an ihr zitterndes Herz gedrückt hätte. Sie hatte einen Theil dieses Auftrittes errathen, und sich den Rest durch meine Frau erklären lassen. Denn von der Rede der Kammerfrau war es ihr un-

möglich, ein Wort zu verstehen. Wir setzten unsern Weg zu Fuße nach dem Gasthofe fort. Ich gesellte mich zu der Reisegefährtinn der Fremden. Es war eine Freundinn meiner Gattinn, durch die sie die meinige wurde, und es noch ist. Sie flisterte mir ins Ohr, das ist ein sonderbares Geschöpf, ein wahrer Pandur. Sie wurde von meinem Schwager an meinen Vater adressirt. Als sie Mariannen noch nicht antraf, wollte sie schlechterdings bis zu Ihnen reisen, und bath mich, sie zu begleiten.

Als wir im Gasthofe angelangt waren, machte sich die Kammerfrau an das arme Mädchen, das beständig weinte, und verwies ihr ihre kindische Weichherzigkeit in einem so polternden Tone, daß sie erschrocken zurück trat, und sich hinter mich und meine Frau verbarg. Das Weib schwieg aber darum nicht, und trieb das Ungestüm so weit, daß mein Officier sich nicht länger halten konnte, und ihr in einem nicht minder martialischen Tone anrieth, das Fräulein mit mehr Gelindigkeit zu behandeln. Allein die Duenna schlug ein lautes Gelächter auf, und sagte, man brauche sie nicht zu lehren, wie sie sich zu verhalten habe. Ich hat-

te Mühe, meinen Freund zu besänftigen, der eben so sehr aus Mitleid gegen Mariannen, als aus Unwillen über ihre ungeschliffene Hofmeisterinn einen großen Beruf äußerte, sie, wie er sagte, Lebensart zu lehren. Bey Tische setzte Marianne sich zwischen mich und meine Gattinn; sie aß wenig, sprach nichts, und drückte uns wechselweise die Hände. Das gab nun der Duenna einen neuen Stoff zum Spotte. Ey, Fräulein, Fräulein, sagte sie, ich weiß halt gar nicht, wie Sie mir vorkommen. Was hilft das Heulen? Doch nur Geduld, ich will Ihnen Ihre Grillen schon vertreiben. Ich gab ihr zu verstehen, daß sie mit guten Worten alles bey dem Mädchen ausrichten würde, und bath sie, ihre Empfindlichkeit zu schonen. Das wird sich schon geben, antwortete sie, und so ging die Mahlzeit vorbey. —

Man schlug einen Spaziergang in den Garten vor, der hinten am Gasthofe lag. Die Gesellschaft verließ das Speisezimmer. Marianne hing sich mir, ihrer Gewohnheit nach, an den Arm. Sie ließ jedermann voran gehen, und als ich mit ihr zur Thür hinaus wollte, hielt sie mich zurück, und sprach leise:

ich

ich habe Ihnen etwas zu sagen. Das Zimmer lag im Erdgeschoß, die Thür ging einwärts auf, und wenn sie offen stand, bildete sie mit der Mauer einen Winkel, so daß man hinter dieser beweglichen Wand weder von dem Hausgange, noch von der Straße aus gesehen werden konnte. In diesen Winkel zog mich Marianne; ich folgte ihr unwillkührlich. Sie faßte mich bey beyden Händen: Lieber Onkel, sagte sie in einem feyerlichen Tone, Sie waren immer mein Freund, Sie haben mir nie eine Bitte versagt, ach meine letzte Bitte, werden Sie die mir versagen?

Ich. Nein, meine Freundinn. Was ich für Sie thun kann, verspreche ich zu thun.

Sie. Ich fürchte mich vor dieser Frau, und noch mehr fürchte ich mich vor meinen Verwandten. Ich weiß gewiß, daß man mich in mein Unglück ruft; glauben Sie mir's, diese Reise ist mein Verderben. O, lieber Onkel, Sie können, Sie müssen mich befreyen. Ach, um Gottes Willen, tödten Sie mich, in diesem Augenblicke stürzte sie vor mir nieder auf die Knie, und legte mir ein Messer in die Hand, das sie unvermerkt von dem Tische genommen, und in der Tasche ihrer Schürze ver-

Freundinn, und ihre ehrwürdigen Aeltern, denen Marianne empfohlen war, konnten unsere Stelle bey ihr vertreten. Ich wollte aber dem armen Kinde seinen Irrthum nicht eher als im Augenblicke des Abschieds benehmen, um ihr Herz nicht zwey Mahl zu durchbohren.

Ueber der Mahlzeit entwischten der Duenna einige Worte, die mich in tiefes Nachdenken versetzten; indem sie von ihrem Reiseplan redete, sagte sie: in A— (einer Stadt vierzig Meilen von G—) werden wir ein Paar Tage ausruhen, und da werde ich Briefe finden, die uns sagen werden, was wir weiter zu thun haben. Marianne gab zum Glücke nicht Achtung auf diese Rede, und hätte sie wahrscheinlich nicht verstanden. Sie hatte zwar seit ihrem Austritte aus dem Kloster etwas mehr Deutsch gelernt, aber lange nicht genug, um sich zusammen hängend auszudrücken, vielweniger, um den barbarischen Dialect des Weibes zu verstehen. Wir saßen bis gegen eilf Uhr beysammen. Dann brach die Duenna auf, um sich mit Mariannen in den Gasthof zu begeben, wo sie ihre Herberge genommen hatte. Als wir uns auf ihrem Zimmer befanden, fragte mich Marianne, wann sie uns Morgen

besuchen könne. Ich trat mit ihr auf die Seite, und sagte leise zu ihr: Vor allen Dingen versprechen Sie mir in meine Hand, und vor dem Angesichte Gottes, daß Sie sich nie wieder so schrecklichen Gedanken überlassen wollen, wie heute Mittag. Marianne seufzte: nun ja, ich verspreche es Ihnen. Ich drückte ihre Hand auf mein Herz, und fuhr fort: Nun, meine theure Freundinn, habe ich Ihnen noch etwas zu sagen. Ich habe Sie nie hintergangen, und würde es mir zum Verbrechen machen, Sie in diesem Augenblicke zu hintergehen. Ich muß mich jetzt von ihnen trennen. Ich schwöre Ihnen, daß ich mich unmöglich hier länger aufhalten kann. Leben Sie wohl, liebstes bestes Kind, Gott segne Sie, lieben Sie uns immer, so lange ich lebe, bleibe ich Ihr Freund. Marianne war sprachlos, ich schloß sie fest in meine Arme, und winkte meiner Gattinn, ebenfalls Abschied von ihr zu nehmen. Sie kam herbey und umarmte sie mit der Zärtlichkeit einer Schwester. Marianne war noch immer stumm. Wir gingen nach der Thür, sie that einige Schritte, um uns zu folgen, und sank ohnmächtig zur Erde. Unsere Freundinn half der Kammerfrau sie auf das Bett

bringen, das im Zimmer stand. Wir empfahlen sie mit Thränen dem bestürzten Weibe, das in diesem Augenblicke doch auch einiges Erbarmen fühlte. Wir verließen in stummer Traurigkeit den Gasthof, und begaben uns zu den Aeltern unserer Freundinn, die unsere Betrübniß theilten, und mit uns den größten Theil der noch übrigen Nacht durchwachten. Sie versprachen uns, den folgenden Tag Mariannen zu sich zu berufen, und alles anzuwenden, ihren Kummer zu lindern, und ihre liebenswürdige Tochter gelobte uns noch beym Abschiede, daß sie das arme Kind bis zu ihrer Abreise nicht verlassen wolle.

Ich überlasse es Ihrem Herzen, meine theure Freundinn, Ihnen die Empfindungen mitzutheilen, die uns auf unserm Rückwege begleiteten. Wir sprachen wenig, und wenn wir sprachen, so geschah es, um uns die Besorgnisse zu eröffnen, welche die geheimnißvolle Rede der Kammerfrau in uns erregt hatte. Nun war es uns mehr als wahrscheinlich, daß unser Verwandter in N. mit uns hintergangen worden, oder wenigstens, daß die Krankheit des alten Grafen, wovon die Kammerfrau nur einmahl und sehr gleichgültig sprach, von

keiner Erheblichkeit, sondern ein bloßer Vorwand war, um die gute Marianne aus unsern Händen zu reissen. Mit dieser Muthmaßung verbanden wir eine andere: ob nähmlich unsere Freundschaft gegen das arme Mädchen nicht etwa die Priorinn ihres Klosters bewogen habe, bey der bigotten Großmutter die Abrufung ihrer Enkelinn aus dem Schooße der Ketzer zu betreiben? Doch wir bedurften dieses Argwohns nicht, um uns das Räthsel zu erklären, und es ist weit wahrscheinlicher, daß nicht die alte Gräfinn, sondern ihr Gemahl und Mariannens eigene Mutter den Plan ihrer Entführung, denn das war es, entworfen haben. Diese letztere war seit verschiedenen Jahren in zweyter Ehe an einen Major von bürgerlicher Abkunft verheirathet, der täglich höher in der Gunst seines Schwiegervaters stieg, welcher sich Anfangs dieser Mißheirath aus allen Kräften widersetzt hatte. Natürlicher Weise mußte dem Major und seiner Gattinn viel daran gelegen seyn, aus ihrer Sippschaft einen Nebensprößling wegzuräumen, der schwerlich immer hätte verborgen bleiben, und niemahls eine vortheilhafte Figur in der Familie machen können. Ich verschweige noch

andere Gründe, die unsere Vermuthung bestätigten, aber dem Andenken dieser unnatürlichen Mutter zu nachtheilig seyn würden, als daß ich mir erlauben sollte, sie anzuführen. Der Verfolg meiner Erzählung wird Ihnen, meine Freundinn, ohnehin mehr Aufschluß in dieser Sache geben, als die Betrachtungen, die wir zu einer Zeit anstellten, da die Decke noch nicht ganz von unsern Augen gefallen war.

Vierzehnter Brief.

Am ersten Posttage nach meiner Rückkunft schrieb ich meinem Verwandten eine umständliche Nachricht von allem, was bey Mariannens Abhohlung vorgefallen war, und legte meinem Briefe die Erklärung an ihre Großältern bey, wozu ich mich gegen das gute Mädchen verpflichtet hatte. Sie war so bestimmt abgefaßt, daß sie zu keiner Ausflucht Raum übrig ließ. Ich habe aber nie eine Antwort darauf erhalten. Am folgenden Tage erhielt ich einen Brief von Mariannen aus G— datirt, dessen Aufschrift aber gerade so lautet, als ob er vom Orte ihrer Bestimmung abgelaufen wäre. Das gute Kind hatte mir meine Adresse abgefordert, und sie, ohne zu überle-

gen, daß sie noch in unserer Nachbarschaft war, mit allen Hinweisungen und Befreyungszeichen getreulich abgeschrieben. Sie meldete mir, daß sie nach unserer Entfernung lange ohnmächtig, und die ganze Nacht sehr krank gewesen sey, daß sie den folgenden Tag bey unserer Freundinn zugebracht, und mit ihr einen Abschiedsbesuch in ihrem Kloster abgestattet habe, aber ziemlich kaltsinnig empfangen worden sey: daß die Kammerfrau ihr ganz gut begegne, und daß ihre Abreise auf den morgenden Tag Statt haben würde. Der Ausdruck ihrer Dankbarkeit war eben so naiv als zärtlich, und niemand in meinem Hause wurde mit ihren Grüssen vergessen. Der Styl war sehr nachlässig, die Handschrift erträglich, die Rechtschreibung aber äusserst fehlerhaft. Ich übersetze Ihnen keine Stelle daraus, weil sie in jeder andern Sprache ihr Charakteristisches verlieren würde. Allein, wenn ich Sie, meine Freundinn, einmahl wieder besuche, so werde ich Ihnen diesen, und noch einige andere Briefe mitbringen, die ich von M a r i a n n e n besitze, selbst das Document ihrer Auslieferung liegt noch in meinem Pulte verwahrt. Sie versprach mir gleich nach ihrer Ankunft in N— zu schreiben, allein ich

erhielt keine Zeile von ihr. Ich schrieb an sie, und bekam keine Antwort. Ich fragte meinen Verwandten um Nachrichten von ihr, er meldete mir, er habe sie nicht gesehen, und man mache bey der Familie ein Geheimniß aus ihrem Aufenthalte. Diese Ungewißheit war mir eine Folter, zu der ich kein Beywort finde. Ich durfte nun nicht mehr zweifeln, daß das unglückliche Mädchen aufgeopfert worden, und dieses wäre schon genug gewesen, mich zu quälen. Allein, der Gedanke, daß sie mich vielleicht für einen Mitschuldigen ihrer Henker halte, daß sie mir vielleicht in irgend einem düstern Kerker als ihrem Verräther fluche; dieser Gedanke, meine edle, gefühlvolle Freundinn, peinigte mich oft ganze Nächte hindurch, und mehr als ein Mahl trat die holde Märterinn in rührender Leichengestalt im Traume vor meine Seele, und warf mir meine Grausamkeit, nicht in strafenden Worten, sondern in dem sanften, liebevollen Tone vor, der ihr natürlich war, und den ich nie wieder gehört habe.

Eine Nachricht, die ich etwa drey Jahre nachher von meinem Verwandten erfuhr, der von seinem bisherigen Posten nach Hofe beru-

fen wurde, war nichts weniger als fähig, mein Herz zu beruhigen. Er sagte mir, Marianne sey zwar vor einiger Zeit in N— erschienen, aber bald darauf wieder verschwunden, und er wisse von sicherer Hand, daß sie bey einem Geistlichen in F— gesehen worden sey, wo sie die Dienste einer Magd verrichtete, und wo ein Augenzeuge sie über der Scheurung des Fußbodens angetroffen habe. Dieser schreckliche Bericht brach mir vollends das Herz. Ich beschloß, alles zu versuchen, um das Schicksal des unschuldigen Schlachtopfers aufzuklären, und Mariannen, es koste, was es wolle, von meiner eigenen Unschuld zu überzeugen. Ich erinnerte mich eines Jugendfreundes, der jetzt bey unserer Gesandtschaft an dem —schen Hofe stand. Ich wandte mich an ihn, mit der dringenden Bitte, mir von dem armen Mädchen eine zuverlässige Nachricht einzuziehen. Seine Erkundigungen hatten den gewünschten Erfolg. Er meldete mir, Marianne befinde sich seit einiger Zeit in dem —iner Kloster zu N—, wo sie zwar nicht als Nonne, dieses erlaubte ihre zerrüttete Gesundheit nicht, sondern als beständige Kostgängerinn eingekauft worden sey, zugleich erboth

er sich mit der edelsten Dienstwilligkeit mir einen Brief an sie zu bestellen. So traurig diese Entdeckung war, so kann ich Ihnen doch die Freude nicht ausdrücken, die sie mir verursachte. Ich antwortete ihm augenblicklich, und schloß ihm einige Zeilen an Mariannen bey. Ich meldete ihr bloß, daß ich seit unserer Trennung verschiedene Mahl an sie geschrieben, und mich auch bey ihrer Familie nach ihr erkundigt, aber keine Antwort erhalten habe, daß ihr Aufenthalt mir erst seit heute bekannt sey, daß ich nicht geglaubt hätte, sie in einem Kloster zu finden, daß unsere Freundschaft gegen sie, weder durch die Zeit, noch durch die Entfernung geschwächt worden, und daß ich nicht eher ruhig seyn könne, als bis ich eine Antwort von ihr erhalten hätte.

Diesen Brief gab mein Freund einer vertrauten Weibsperson, die Mariannen an das Sprachgitter rufen ließ. Kaum hatte sie ihn eröffnet, so fing sie bitterlich zu weinen an. Ach, um Gottes Willen! gute Frau, sprach sie zur Ueberbringerinn, um Gottes Willen! komme sie morgen um diese Stunde wieder, ich werde ihr meine Antwort zustellen. Des folgenden Tages erschien die Frau wieder an

dem Kloster. Kaum erblickte sie die Thürhüterinn, so rief sie ihr zu, sie sollte sich gleich fortpacken, oder man würde sie fortprügeln lassen. Der verdammte Brief, den sie gestern dem Fräulein überbracht, sey Schuld, daß sie von dem Augenblicke an nichts gethan habe, als weinen und ächzen, und daß sie wirklich das Bett hüthen müsse.

Diesen Bericht schloß mein Freund mit der Bitte, ihn mit fernern Aufträgen von dieser Art zu verschonen, weil sie ohnehin vergebens seyn, und ihn mancherley Unannehmlichkeiten aussetzen würden.

Funfzehnter Brief.

Ich war nun in Mariannens Augen gerechtfertigt, ihr Herz bürgte mir für meine Rechtfertigung. Allein, Sie können leicht denken, meine Freundinn, daß meine Ungeduld nach einer Antwort von ihr sich durch einen fehlgeschlagenen Versuch nicht abschrecken ließ. Ich konnte aber nichts unternehmen, ehe sich eine sichere Gelegenheit dazu zeigte. Eben der Freund, der mir meinen ersten Brief bestellt hatte, gab sie mir endlich an die Hand. Zwey Jahre nach jenem Versuche, kam er in

seine Vaterstadt zurück, um darin ein öffentliches Amt anzutreten. Kaum hatte ich ihn von Mariannens Schicksal umständlicher unterrichtet, als es in meinem Briefe geschehen war, so erboth er sich, mir eine Zuschrift an das unglückliche Geschöpf durch eine Freundinn zu bestellen, die er in seiner Residenz zurück gelassen hatte. Mit der lebhaftesten Freude benutzte ich sein Anerbiethen. Ich schrieb an Mariannen. Mein Brief war so abgefaßt, daß er weder ihr Herz zu sehr erschüttern, noch ihr einige Verdrießlichkeiten zuziehen konnte, falls er aufgefangen würde. Er kam glücklich in ihre Hände, und nach vierzehn Tagen erhielt ich eine Antwort. Aber, Gott! welche Antwort: sie zeigte zwar von ihrer Entzückung über den neuen Beweis meines Andenkens, aber auch zugleich von einer augenscheinlichen Schwächung ihres Verstandes. Sie beschwor mich, nach N— zu kommen, sie aus dem Kloster zu erlösen, und ihr zu helfen, ihren Vater aufzusuchen. Auf der folgenden Seite erklärte sie mich selbst für diesen Vater, bath mich fußfällig, mich ihr zu erkennen zu geben, und sie nicht länger zu verstoßen; dann schilderte sie mir ihre Lage.

Ihre Großältern waren todt, ihre Mutter schien sie vergessen zu haben, und ihre Gesundheit war unwiederbringlich verloren. Ich habe, sagte sie, öftere Convulsionen, allein ich bin noch nicht gestorben, und endlich bath sie mich um ein Almosen.

Sie kennen mich, meine Freundinn, und ich kenne Sie. Ich würde mich an Ihrem Herzen versündigen, wenn ich Ihnen den Eindruck schildern wollte, den dieser Brief auf das meinige machte. Ich antwortete Mariannen durch den nähmlichen Canal. Ich erinnerte sie an die ersten Monathe unserer Bekanntschaft, an die Beweise der Freundschaft, die ich ihr gegeben hatte, an den Augenblick unserer Trennung, ich wünschte ihr Vater zu seyn, um sie erlösen zu können. Wäre ich's, fuhr ich fort, und hätte Sie von mir gelassen, oder ließe Sie jetzt im Kloster verschmachten, so wäre ich das größte Ungeheuer auf Erden. Ich erinnerte sie, daß ich keine vierzehn Jahre älter bin, als sie, und in meinem Leben niemanden von den ihrigen gekannt habe. Ich nannte ihr ihren Vater, wozu ich mich bisher nicht berechtigt hielt, und erzählte ihr alles, was ich von ihm wußte. Ich schickte ihr

eine kleine Unterstützung, die ich, leider, nicht so oft, als ich es wünschte, wiederhohlen konnte, und welche jedes Mahl durch unsere Freundinn S— verstärkt wurde, deren große Seele Mariannen unter die ersten Gegenstände ihrer Wohlthätigkeit geordnet hatte. Doch auch diese Stütze sollte die arme Dulderinn verlieren. — Sie starb, und Marianne mußte sie überleben. Sie hat mir seitdem noch verschiedene Mahl geschrieben. Ihre Briefe athmen die innigste Zärtlichkeit und den heißesten Dank, es herrscht weniger Unordnung darin, als im ersten, und wenn sie mich jetzt bisweilen ihren Vater nennet, so geschieht es, weil ich der einzige Freund bin, den sie in der Welt hat. Ueber den Verlust ihrer unbekannten Wohlthäterinn ergoß sich ihr Herz in die rührendsten Klagen. In einem ihrer letzten Briefe meldete sie mir den Tod ihrer Mutter, die an einer langwierigen und sehr schmerzhaften Krankheit starb, ohne das Schicksal ihrer bejammernswürdigen Tochter durch den geringsten Theil ihrer Reichthümer zu verbessern.

Mit welch einem leichten Herzen, meine Freundinn, mit welch einer hohen heitern

Freu=

Freude würde ich Ihnen am Schlusse meiner Erzählung sagen — Marianne hat ausgerungen — Marianne ist todt. Allein, Marianne lebt noch, wenigstens lebte sie noch im Jänner dieses Jahres *).

Eines der besten menschlichen Geschöpfe, das von dem ersten Augenblicke seiner Entstehung an bis auf diese Stunde, das ist, bis über die Hälfte seiner irdischen Laufbahn, ein unschuldiges Schlachtopfer des Vorurtheils und der Grausamkeit war, dem selbst ein augenblicklicher Stillstand seiner Leiden seine nachherigen Qualen noch schrecklicher machen müßte, und das bis auf den letzten Hauch seines Erdenlebens keine Erleichterung seines Elendes voraus sieht, ein solches Geschöpf, zumahl, wenn es, wie Marianne, mit dem reinsten Herzen zugleich das zarteste Gefühl, die größte Empfänglichkeit für jeden physischen und moralischen Schmerz verbindet, ist für mich die lauterste, die überzeugendste Predigerinn der Unsterblichkeit. Marianne muß in einer bessern Welt entschädigt, sie muß, wie Abraham von Lazarus sagt, getröstet werden, oder es ist kein Gott.

*) 1793.

Keine Metaphysik, keine Sophismen, können mir diese Wahrheit untergraben, die ich als meine individuelle Ueberzeugung freylich niemanden aufdringen will, aber doch Ihnen, meine edle Freundinn, mittheilen darf, weil ich weiß, daß auch Sie das Gefühl unserer Unsterblichkeit weder für frommen Aberglauben, noch für ein eitles Compliment halten, das unser Eigendünkel sich macht. Würden wir wohl ohne diese Harmonie unserer Empfindungen einander das geworden seyn, was wir uns sind, würden wir wohl in unserer Freundschaft unsere Glückseligkeit finden, wenn wir ihr nicht eine ewige Dauer versprechen könnten?

Marianne hat überwunden, meine theure Freundinn! aber erst nach einem langen, martervollen Kampfe. Ihre Leiden nahmen mit jedem Jahre zu. Im Jahre 1794 besuchte sie C. auf seiner Reise nach M. Er fand sie abgezehrt, gebückt, einem Schatten ähnlich. Ihr Gedächtniß war so sehr geschwächt, daß sie sich meiner nur noch dunkel zu erinnern wußte. Diesem Umstande noch mehr als dem Kriege, wovon Mariannens Vaterland mehrmahls der Schauplatz war, schreibe

ich es zu, daß ich in den letzten Jahren keine Briefe mehr von ihr erhielt. Ich erfuhr aber von Zeit zu Zeit, daß sie noch lebe. Sie hat ihr trauriges Daseyn mit in das neue Jahrhundert herüber gebracht. Sie starb im Frühlinge 1801.

Friede sey mit ihrer Asche!

1809.

U s b e c k.

Eine morgenländische Erzählung.

Ein junger Mollah, Usbeck war sein Nahme und Yemen sein Vaterland, strebte nach Weisheit, und sein Busen glühete für die Tugend. Oft aber glühete er auch vom wilden Feuer des Gähzorns, und nur selten konnte er seinem Ausbruche zuvorkommen. Die Schmerzen der Reue, die redlichsten Gelübde, die heißesten Gebethe schützten ihn nicht vor Rückfällen. Ein Bettler, der ihn in seinen Betrachtungen störte, ward mit Heftigkeit angefahren, und erhielt im gleichen Augenblicke ein reiches Almosen: das Kind seiner Schwe-

ster, das auf seinem Steckenpferde an ihm vorbey ritt, und ihn von ungefähr mit seiner Peitsche in das Gesicht schlug, bekam eine derbe Ohrfeige, und ehe es noch Zeit hatte zu weinen, ein Dutzend Küsse: ein zahmes, freundliches Eichhorn, das er zum Zeitvertreib auferzogen hatte, biß ihn einst in den Finger, indem er ihm eine Dattel reichte; Usbeck versetzte ihm einen so heftigen Schlag auf die Schnautze, daß es todt zu seinen Füßen stürzte. Er war untröstbar über diese That, die kein Kuß, kein Almosen wieder gut machen konnte, und beschloß, in Mekka, an der Quelle der Gnade, sich von Allah Vergebung seiner Sünden und einen heiligen Schild gegen seinen innern Feind zu erflehen. Er ergriff den Pilgerstab und wallte nach dem Grabe des Propheten, durch dessen Vermittelung er die Barmherzigkeit des obersten Wesens zu rühren hoffte. Am Abende des dritten Tages setzte er sich durstig und kraftlos am Rande eines kleinen Teiches nieder, den eine zweyfache Reihe Platanen umschattete. Er langte seine Kokosschale aus seiner Reisetasche hervor, um sich einen Trunk Wasser aus dem prächtigen Becken zu schöpfen, dessen Boden mit bunten Koral-

len gepflastert schien. Gierig wollte er die Schale zum Munde führen, als er im flüssigen Krystalle einen kleinen Fisch entdeckte, blau wie ein Saphyr und mit goldenen Puncten besäet. An seinem Bauche ragten ein Paar spitzige Stacheln hervor gleich denen, womit die Natur die Zweige des Dornstrauchs bewaffnet hat. Plötzlich zog Usbeck seine ausgestreckte Hand zurück; blutige Schamröthe deckte seine Wangen, und er sprach halbleise: Du würdest mir Freude machen, holdes Thierchen, allein deine Stacheln könnten in einem unglücklichen Augenblicke meine Finger verwunden; mein grausamster Feind, der Gähzorn, könnte in meinem Busen erwachen; du würdest das Schicksal meines armen Eichhorns haben, und umsonst würde ich deinen Tod mit dem seinigen beweinen. Bey diesen Worten goß er seine Schale sammt dem Fischchen in den Teich, und plötzlich stieg aus demselben ein Geist empor: himmelblau war sein Gewand und mit flimmernden Sternen gestickt: Usbeck, so sprach die himmlische Gestalt, deine Reue gefällt mir, und dein Mißtrauen gegen dich selbst ist der erste Schritt zu deiner Besserung. Ich bin Ariel, dein Schutzgeist, und

kam herunter aus dem dritten Himmel, um dir meine Hülfe anzubiethen. Rede, was kann ich für dich thun? Der Mollah berührte mit seiner Stirn drey Mahl die Erde, und sprach: Herr, du kennest mein Herz und den Dämon, der es beherrschet. Ungestümer Zorn brauset in meinem Innern, und nur selten kann ich seinen Stürmen ausweichen. Hilf mir ihn austreiben, diesen Sohn der Sünde, und zerstöre den Thron, den er sich in meinem Busen errichtet hat. Der Geist berührte mit seinem Rosenfinger die Brust des Pilgers und verschwand. Usbeck fühlte sich wie umgeschaffen; Fieberfrost durchschauerte seine Brust, und der Feuerstrom in seinen Adern verwandelte sich in Eis. Ich habe den Zweck meiner Wallfahrt erreicht, dachte der Mollah bey sich selber; Allah hat mir bewiesen, daß er auch fern von dem Grabe seines Propheten allmächtig ist, und so wanderte er zufrieden, wie ein Begnadigter, nach seiner Wohnung zurück. Hier bemerkte er bald, daß eine große Verwandlung mit ihm vorgegangen war. Er konnte nun alles sehen, alles dulden, aber beym Anblicke des Unglücklichen schmolz sein Herz nicht mehr. Der heilige Ehrgeitz der Tugend war in

ihm erloschen, und die heißen Sympathieen der Freundschaft zückten nur selten, wie schwache Blitze, durch seine schlaffen Fibern. Noch blieb ihm Kraft genug, seinen Zustand zu fühlen und voll banger Schwermuth sich aufzumachen nach dem Teiche, wo der himmlische Herold ihm erschienen war. Er brauchte neun Tage, um einen Weg zurück zu legen, den er vormahls in dreyen zurück gelegt hatte. In stumme Betäubung versenkt, setzte er sich an der heiligen Stätte nieder, und weinte. Da trat sein Schutzgeist wieder zu ihm, und redete ihn mit freundlicher Stimme an: Habe ich dir nicht gegeben, Usbeck, was du verlangt hast? Ja, Herr, versetzte der Mollah; allein mit der Heftigkeit meiner Leidenschaft ist zugleich die Wärme und die Schwingkraft meiner Seele verschwunden. Das wußte ich, sprach der Seraph; Fühllosigkeit ist keine Tugend, und die Reitzbarkeit des Herzens ist eine Gabe Gottes. Ein Hauch des Engels gab sie ihm wieder. Usbeck stürzte auf seine Stirn, und sprach mit der himmlischen Wonne der Andacht: Ich fühle es, Herr, daß ich wieder bin, was ich war. Heil Dir, du Diener des Allmächtigen, daß Du die Strafe meiner Thorheit von

mir genommen hast; allein wie kann ich meinen innern Feind bezwingen? Schon verbarg eine Purpurwolke den Seraph vor seinen Blicken; allein zu seinen Füßen fand er ein Amulet, auf welchem mit goldenen Lettern geschrieben stand: Es ist kein Sieg ohne Kampf.

Die hohle Eiche.

Ritter Berthold von Wildeck hatte mit Frau Adelinen, seiner Gemahlinn, schon funfzehn Jahre auf seiner Burg in der vergnügtesten Ehe gelebt. Zwey Junker und drey Fräulein waren die Früchte dieses glücklichen Bandes, und wenn Berthold so mit Weib und Kindern des Sonntags um die runde Tafel saß, und einen Frischling, oder an hohen Festen einen Pfau mit ihnen verzehrte, und sie der Reihe nach ansah, dünkte er sich höher zu sitzen, als sein Nachbar der Habsburger, der kurz zuvor den Kaiserthron bestiegen hatte.

In einem solchen Augenblicke häuslicher Wonne, klopfte er einst Adelinen auf die Ba-

cken und rief: Liebes, frommes Weib, du hast mich zum glücklichsten Ehemann und zum glücklichsten Vater gemacht. Dafür wird dir unser aller Vater in seinem Paradiese lohnen. Da schlang Adeline ihm den Arm um den Hals, küßte seine bräunliche Wange und sprach: Mein trauter Berthold, ich bin nun schon so lange glücklich durch dich, daß ich nicht weiß, ob der Himmel noch eine neue Freude für mich hat. Der liebe Gott thut zu viel an mir, er wird mich noch verziehen.

Es kann auch noch anders kommen, versetzte Berthold, und dann wollen wir unser Kreuz einander tragen helfen, und unsere Kinder müssen nebenher gehen, und wenn es uns zu Boden drücken will, so werden sie alle Hand anlegen, um es uns leichter zu machen. Ja, das wollen wir; rief Engelbert, der älteste Junker, der des Vaters Augapfel war, oder nein, wir wollen es lieber ganz auf unsere Schultern nehmen!

Engelbert war erst in seinem vierzehnten Jahre, allein er konnte schon des Vaters wilden Hengst bändigen und einem Rehbocke zu Wette laufen, und wenn er mit Bolzen nach

der Scheibe schoß, so traf er immer ins Schwarze.

Berthold war nicht reich, ein Theil seiner Güter lag noch von seinem Vater her in fremder Pfandschaft. Da er aber seit seiner Heirath den Hof niemahls und die Turniere nur selten besuchte, und Adeline eine gar treffliche Wirthinn war, so herrschte in seinem ganzen Hauswesen ein Schein von Ueberfluß, den seine Freunde bewunderten und seine Neider mit scheelen Augen betrachteten.

Eines Abends, als es schon dunkel war, brachte ihm der Thorwart ein zusammen gerolltes Pergament, welches ihm ein Waldbruder zugestellt hatte, mit dem Befehl, es dem Burgherrn sofort zu übergeben. Berthold rollte es auf, und las darin folgende Worte:

„Wenn Ritter Berthold von Wildeck nicht
„vor dem Feste Sanct Peters hundert Gold-
„gulden bey dem Klausner Reimund am Walde
„niederlegt, so wird ihm seine Burg verbrannt
„werden, und wenn er vor oder nach Bezah-
„lung des Geldes ein Wort von diesem Briefe
„sagt, soll er des Todes sterben.“

Berthold verschloß den Brief in seine Truhe, er hielt ihn für das Werk der Räu-

ber, die schon einige Jahre lang in der Gegend manche Unbild stifteten, weil er aber weder Furcht hatte, noch Lust, die Summe zu bezahlen, so kümmerte er sich wenig um die Drohung, und verbarg diesen Vorfall seinem Weibe, für das er sonst keine Geheimnisse hatte.

Die angesetzte Frist erschien, und noch neun folgende Tage verstrichen, ohne daß die angedrohte Prophezeyung in Erfüllung ging, allein in der Mitternachtsstunde des zehnten Tages, als der Ritter ruhig an der Seite seiner Adeline schlief, wurden sie durch einen gewaltigen Lärm aufgeschreckt, die Sturmglocke ward angezogen, der Thurmwart blies in sein Horn, und die ganze Burg stand in Flammen. Berthold konnte sich kaum mit seiner Gattinn und seinen Kindern in ein abgesondertes kleines Gebäude retten, das seinem Hausgesinde zur Wohnung diente. Engelbert war im Hemde in den Stall gelaufen und hatte den wilden Hengst heraus gezogen, der ihm wie ein Lamm folgte. Adeline hatte mit ihrer ältesten Tochter die kleine nußbaumene Truhe ergriffen, die in ihrer Kammer stand, und darin

nung in meinem Hause aufzuschlagen. Ich that, was ich konnte, um diesen Wunsch zu ersticken. Ich sagte ihr, der ausdrückliche Befehl ihrer Beschützerinn sey, daß sie bey katholischen Personen Kost und Wohnung haben solle. Um ihr aber den Gehorsam unter diesen Befehl, so viel als es an mir lag, zu erleichtern, ertheilte ich ihr die Vollmacht, uns jeden Nachmittag mit ihrer Arbeit zu besuchen. Sie benutzte sie so buchstäblich, daß wenige Tage vergingen, da wir sie nicht bey uns sahen, und ich kann sagen, daß wir bey jedem Besuche einen neuen Strahl ihres aufglimmenden Verstandes, oder einen neuen Zug ihres trefflichen Herzens an ihr bemerkten. Zu lieben, und geliebt zu seyn, war das dringendste Bedürfniß ihrer Seele. Oft äußerte sie es mit der reitzenden Unbefangenheit eines Naturkindes, oft durch schmeichlerische Liebkosungen, die sie nach dem Exempel ihrer Klostergespielinnen anwenden mußte, um sich bey den Nonnen in Gunst zu setzen.

Der Weg in die protestantische Kirche führte an ihrer Wohnung vorbey. So oft sie des Sonntags die Glocke hörte, stellte sie sich auf die Lauer, und wenn sie mich oder meine

Gattinn erblickte, kam sie uns wie ein sechsjähriges Kind entgegen gelaufen, und rief schon auf halbem Wege: Guten Tag, lieber Onkel, liebe Tante! Immer wurde der Gruß mit einigen Küssen versiegelt. Ich ergriff die nächste beste Gelegenheit, ihr mit möglichster Schonung zu verstehen zu geben, daß dergleichen Bewillkommungen auf öffentlicher Straße sich nicht schickten. Ey warum nicht, antwortete sie, das schadet ja keinem Menschen was, und niemand wird mir verbiethen, meinen Onkel, oder meine Tante zu grüssen.

Ihre Freundschaft ist uns sehr theuer, versetzte ich, und kann freylich niemanden schaden, allein, in den Städten ist es nun so einmahl der Gebrauch, daß man sich in seiner Art zu grüssen nach andern richten muß.

Das ist ein einfältiger Gebrauch, sagte sie, und ich mußte sie mehr als ein Mahl daran erinnern, ehe sie sich demselben unterwarf.

Ungefähr vierzehn Tage nach ihrer Rückkunft vom Lande traf ich sie bey meiner Gattinn auf ihrem Zimmer an, wo sie wechselsweise Filet machte, und mit meinen Kindern spielte. Man kam, ich weiß nicht mehr wie, auf eine Hochzeit zu sprechen.

Ich werde mich nun auch bald verheirathen, sagte Marianne.

Ich. Darf ich wissen, mit wem?

Sie. O ja, Sie dürfen und müssen es wissen.

Ich. Nun mit wem denn?

Sie. Mit Ihnen.

Ich. Also, mein Kind, wollen Sie den Tod ihrer guten Tante.

Sie. Ich? Bewahre Gott! O, lieber Onkel, wie können Sie das von mir denken?

Ich. Ey es muß wohl seyn. Haben Sie schon einen Mann gesehen, der zwey Weiber hatte?

Sie (nach einem kurzen Nachdenken). Ich glaube nein.

Ich. Das glaube ich auch. Es ist den Christen verbothen, zwey Weiber zu nehmen.

Marianne (halbleise). Das ist Schade. — Dann sprang sie auf meine Gattinn zu, fiel ihr um den Hals: Ach liebe, liebe Tante, vergeben Sie mir, ich bedachte das alles nicht. — Ein inniger schwesterlicher Kuß der Tante stellte sie zufrieden.

Einst wollte sie uns besuchen. Wir waren beyde ausgegangen. Sie kam in mein Cabi-

nett, wo mein Secretär schrieb. Sie wollte ihm nicht glauben, daß wir nicht zu Hause wären. Sie öffnete den Alkoven, und suchte alles aus. Endlich trat sie vor meinen Lehnstuhl, der neben dem Schreibtische stand. Nun sagte sie, weil er nicht hier ist, so will ich doch die Arme des Stuhles küssen, in dem er zu sitzen pflegt. Sie neigte sich auf die Knie, und that es. Dann setzte sie sich in den Stuhl, zog ein kleines Döschen aus der Tasche, und sagte zum Secretär, hier habe ich eine Reliquie — eine Reliquie, die mir um keinen Preis feil wäre. — Nun lassen Sie mich sie sehen? sprach dieser. Das thue ich nicht, erwiederte sie, und drückte das Döschen in ihre Hände. Der Secretär, der sie bisweilen zu necken pflegte, lauschte den Augenblick ab, und nahm ihr das Döschen. — Er öffnete es, und fand — eine Besuchkarte mit meinem Nahmen. Der Anblick rührte ihn zu sehr, als daß er die Reliquie nicht auf der Stelle zurück gegeben hätte, wenn er auch nicht durch ihr Geschrey dazu wäre gezwungen worden. Ich erinnerte mich, einst, als ich sie nicht zu Hause antraf, zum Scherz diese Karte bey ihrer Wirthinn zurück gelassen zu haben.

Eilfter Brief.

Der Sommer war verstrichen, Marianne hatte beynahe vier Monathe außer dem Kloster zugebracht, und zeigte täglich mehr Abneigung, in dasselbe zurück zu kehren. Sie wiederhohlte mir von Zeit zu Zeit und immer dringender ihre alte Bitte, unter meine Hausgenossen aufgenommen zu werden. Meine Antwort war immer dieselbe, und in meinen Briefen, die der alten Gräfinn mitgetheilt wurden, nahm ich mich wohl in Acht, dieser Bitte mit einem Worte zu erwähnen. Meine Beharrlichkeit kostete dem guten Mädchen manche Thräne, und ich gestehe es, meine Freundinn, mir selbst manchen Kampf. Ich und meine Gattinn hätten das gute Kind so gerne ganz glücklich gesehen. Allein es wird sich bald zeigen, daß diese Beharrlichkeit mir manchen quälenden Vorwurf erspart hat, den ich mir in der Folge mit oder ohne Grund gemacht haben würde.

Marianne hatte mit uns das Vergnügen der Weinlese genossen, und befand sich eben bey meiner Frau, als ich von meinem Verwandten einen Brief erhielt, darin er mir meldete, Mariannens Großvater, ein

Greis von fünf und siebzig Jahren, habe einen Fall gethan, der sein Leben in Gefahr setzte; die Annäherung des Todes habe sein Gewissen aufgeweckt, und ihm den Entschluß eingegeben, Mariannen für seine Enkelinn zu erklären, und sie aus ihrem Exil zurück zu rufen. Zu diesem Ende ertheilte man mir den Auftrag, sie von dieser Veränderung ihres Schicksals zu unterrichten, und alles zu ihrer Abreise bereit zu halten. Man bestimmte mir den Tag, da eine Kammerfrau der alten Gräfinn ihr bis nach G— entgegen kommen würde, und ersuchte mich, sie wo möglich bis dahin zu begleiten. Auf jeden Fall aber würde die Kammerfrau mir eine Vollmacht übergeben, wodurch das Fräulein von mir zurück gefordert, und ich für ihre Auslieferung quittirt werden sollte.

Dieser Brief fiel mir auf, obgleich der Augenblick noch nicht erschienen war, da ich ihn völlig verstehen konnte. Ich mußte seinen Inhalt Mariannen mittheilen. Ich ging also damit auf das Zimmer meiner Frau, wo ich das gute Mädchen in einem sehr aufgeräumten Gespräche antraf. —

Ich bringe Ihnen eine Nachricht, sagte ich zu ihr, die Ihnen angenehm seyn wird. — Sie kam mir entgegen gehüpft: Nicht wahr, ich bekomme eine Uhr? — Sie hatte mich schon mehrmals gebethen, ihr die Erlaubniß auszuwirken, eine zu kaufen.

Meine Zeitung ist wichtiger, erwiederte ich: Sie sollen verreisen, mein Kind, in ihr Vaterland, zu den Ihrigen sollen Sie verreisen.

Sie. Gehen Sie mit, lieber Onkel?

Ich. Nein, man verlangt es nicht, und es könnte auch nicht seyn.

Sie. So gehe ich nicht fort.

Ich. Setzen Sie sich hier neben mich, meine Freundinn, und hören sie mich aufmerksam an. Es ist mir eine innige Freude, Ihnen sagen zu dürfen, daß Sie eine Mutter, eine Großmutter, einen Großvater haben. Dieser letztere ist alt und kränklich, und möchte Sie noch vor seinem Tode sehen.

Marianne (ernsthaft). Eine Mutter, eine Großmutter, einen Großvater?

Ich. Ja, meine Freundinn, und Ihre Großmutter ist eben die Gräfinn von —, die bisher Ihre Wohlthäterinn war. Es erwartet

Sie ein Glück, von dem Sie jetzt noch keinen Begriff haben. Sie können sich wohl noch andere Kostbarkeiten als eine Uhr versprechen.

Marianne. Ganz gut, lieber Onkel, allein ich reise nicht.

Ich. Warum nicht, mein Kind? Wissen Sie wohl, daß eine Kammerfrau Ihrer Großmama bereits unter Weges ist, Sie abzuhohlen, und daß ich Sie nicht hier behalten dürfte, wenn ich auch wollte.

Marianne weinte bitterlich. Ach, lieber Onkel, ich verlange keine Uhr, keine Kostbarkeiten, ich will hier bey Ihnen, und bey meiner Tante bleiben.

Ich. Sie sollen uns immer diesen — süßen Nahmen geben, allein, Sie wissen, daß wir Ihnen nicht verwandt sind. Ihre eigentlichen Verwandten, Ihre Mutter und Ihre Großältern sind in N— und wollen Sie nun bey sich haben.

Marianne schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie in einem äußerst betrübten, aber festen Tone:

Lieber Onkel, diese Leute haben mich nicht lieb. Warum hätten Sie mich sonst siebzehn Jahre alt werden lassen, ohne mir zu

sagen, was sie mir sind. Meine Großmutter hat mir zwar Gutes gethan, allein, hat sie mir ein einziges Mahl geschrieben, oder sagen lassen, daß ich Ihre Enkelinn sey?

Ich. Dazu können sie Ursachen gehabt haben, die sie Ihnen schon eröffnen werden.

Marianne. Kann es solche Ursachen geben? Ich glaube es nicht. (Sie weinte von neuem). Ach, lieber Onkel, ich kann, ich will nicht fort, ich will hier bleiben. Dann wandte sie sich zu meiner Frau: O meine gute Tante, behalten Sie mich, behalten Sie mich, ich will bey Ihnen dienen, ich will Ihr Kindsmädchen werden.

Diese Scene zerriß uns das Herz. Wir konnten lange nicht sprechen, und hielten das arme Kind in unsern Armen. Endlich sagte ich zu ihr: Reisen Sie, meine Theure, wir wollen Sie bis G— begleiten. Wenn es Ihnen bey Ihrer Familie nicht wohl geht, und Sie mir ein Verlangen bezeigen, zu uns zurück zu kehren, so schwöre ich Ihnen, daß ich Ihre Großmama um diese Erlaubniß bitten, und Sie, liebe Marianne, als unsere Freundinn, als unsere Schwester in mein Haus aufnehmen werde.

Marianne antwortete nicht, sie schlug ihre Arme um uns, und drückte uns mit convulsivischer Gewalt an ihr Herz. Nach und nach wurde sie ruhiger, aber von dieser Unterredung an, bis auf den Augenblick unserer Trennung, war ihre Seele düster und äußerst niedergeschlagen. Ihre Augen standen immer voll Wasser, und sie sprach nur, wenn sie sprechen mußte. Ich begleitete sie nach Hause, um der Madame A— die eingelaufene Nachricht mitzutheilen, und sie zu bitten, alles zu Mariannens Abreise bereit zu halten, welche auf den dritten Tag festgesetzt wurde. — Hier ging der Jammer von neuem an, ich will aber Ihnen, meine Freundinn, und mir selbst ein Gemählde ersparen, das immer unter der Wahrheit bleiben, und dennoch eine bloße Wiederhohlung desjenigen seyn würde, das ich Ihnen bereits entworfen habe.

Zwölfter Brief.

Den ganzen folgenden Tag brachte Marianne bey uns zu. Sie hatte die Nacht mit Weinen und Seufzen durchgewacht, und war blaß wie eine Leiche. Als ihr Friseur zu ihr kam, befahl sie ihm, ihr die Haare zu ver-

schneiden. — Das haben Sie nicht nöthig, sagte er, wenn Sie in das Kloster gehen. — Ich . . . in das Kloster! erwiederte sie hastig, eher werde ich mich in einen Brunnen stürzen, als mich wieder einsperren lassen. — Bey Tische genoß sie nichts, und sprach kein Wort. Da sie sehr schwach war, führte ich sie auf mein Cabinett, und rieth ihr, ein wenig auf dem Kanapeh auszuruhen, das im Alkoven stand. Dieses mochte bey ihr die Idee einer Klosterzelle rege machen. — Nicht wahr, lieber Onkel, sagte sie mit Schluchzen, ich werde in kein Kloster gebracht? Nein, mein Kind, war meine Antwort, und wenn Sie es begehren, so will ich zum Ueberflusse an Ihre Großmutter schreiben, und sie beschwören, Sie uns zurück zu senden. Ach ja, thun Sie das, antwortete sie mit einem tiefen Seufzer. Sie weinte immer fort. Zufälliger Weise besuchte mich ein katholischer Geistlicher, den Marianne kannte, weil er eine Schwester in ihrem Kloster hatte. Ich empfing ihn an der Thür, und bath ihn leise, das arme Mädchen zu trösten, und ihr vornehmlich die Furcht vor dem Kloster auszureden. Der Mann that sein Möglichstes, allein alle seine Beredsamkeit ging

verloren. Marianne kehrte des Abends eben so betrübt auf ihr Zimmer zurück, als sie es verlassen hatte. Um sie ein wenig zu zerstreuen, schlug ich ihr des folgenden Tages vor, mit meiner Frau einen Abschiedsbesuch bey einigen Freundinnen zu machen, die ihr viel Liebe erzeigt hatten. Sie waren vom Zwecke dieses Besuches unterrichtet, und wandten alles an, um sie durch die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens zu erheitern. Wir erreichten unsere Absicht, so gut es möglich war. Marianne schien ziemlich gelassen, bis auf den Augenblick, da sie sich von meiner ehrwürdigen Mutter beurlaubte, die sie, wie meine Kinder, ihre Großmama nannte. Sie brachte die letzte Nacht in meinem Hause zu, und des folgenden Morgens reiseten wir in der Früh nach G— ab.

Unsere Gesellschaft wurde durch einen meiner Freunde vermehrt, der in Hessischen Kriegsdiensten stand, und mit seiner Gattinn denselben Weg nahm. Da er einen besondern Wagen hatte, so trafen wir nur in dem ersten Gasthofe zusammen, wo wir gemeinschaftlich frühstückten. Die muntere Laune meines Freundes, seine Gefälligkeit gegen Mariannen,

und die Schönheit des Tages, die uns während der Abfütterung der Pferde zu einem kleinen Spatziergang einlud, versetzten das Mädchen in eine ziemlich heitere Stimmung, die sich bis M—, einem Dorfe, drittehalb Meilen von G—, erhielt, wo wir zu Mittage zu speisen gedachten. Am Eingange des Dorfes begegnete uns die Schwägerinn meines Verwandten, mit einem sehr wohlgekleideten Frauenzimmer, deren Physiognomie aber zu einem Granatier nichts als der Schnurbart fehlte. Ihre Begleiterinn stellte sie uns als die Kammerfrau der Gräfinn von — vor, welche den Auftrag habe, das Fräulein von J— abzuhohlen. Bey diesen Worten überreichte mir die Fremde den Auslieferungsschein, wovon ich Ihnen oben gesprochen habe, und complimentirte mich in einem so possierlichen Salzburger Dialect, daß es mir unmöglich gewesen wäre, das Lachen zu verhalten, wenn nicht in diesem Augenblicke Marianne sich an mich angeschmiegt, und meinen Arm aus allen Kräften an ihr zitterndes Herz gedrückt hätte. Sie hatte einen Theil dieses Auftrittes errathen, und sich den Rest durch meine Frau erklären lassen. Denn von der Rede der Kammerfrau war es ihr un-

möglich, ein Wort zu verstehen. Wir setzten unsern Weg zu Fuße nach dem Gasthofe fort. Ich gesellte mich zu der Reisegefährtinn der Fremden. Es war eine Freundinn meiner Gattinn, durch die sie die meinige wurde, und es noch ist. Sie flisterte mir ins Ohr, das ist ein sonderbares Geschöpf, ein wahrer Pandur. Sie wurde von meinem Schwager an meinen Vater adressirt. Als sie Mariannen noch nicht antraf, wollte sie schlechterdings bis zu Ihnen reisen, und bath mich, sie zu begleiten.

Als wir im Gasthofe angelangt waren, machte sich die Kammerfrau an das arme Mädchen, das beständig weinte, und verwies ihr ihre kindische Weichherzigkeit in einem so polternden Tone, daß sie erschrocken zurück trat, und sich hinter mich und meine Frau verbarg. Das Weib schwieg aber darum nicht, und trieb das Ungestüm so weit, daß mein Officier sich nicht länger halten konnte, und ihr in einem nicht minder martialischen Tone anrieth, das Fräulein mit mehr Gelindigkeit zu behandeln. Allein die Duenna schlug ein lautes Gelächter auf, und sagte, man brauche sie nicht zu lehren, wie sie sich zu verhalten habe. Ich hat-

te Mühe, meinen Freund zu besänftigen, der eben so sehr aus Mitleid gegen Mariannen, als aus Unwillen über ihre ungeschliffene Hofmeisterinn einen großen Beruf äußerte, sie, wie er sagte, Lebensart zu lehren. Bey Tische setzte Marianne sich zwischen mich und meine Gattinn; sie aß wenig, sprach nichts, und drückte uns wechselweise die Hände. Das gab nun der Duenna einen neuen Stoff zum Spotte. Ey, Fräulein, Fräulein, sagte sie, ich weiß halt gar nicht, wie Sie mir vorkommen. Was hilft das Heulen? Doch nur Geduld, ich will Ihnen Ihre Grillen schon vertreiben. Ich gab ihr zu verstehen, daß sie mit guten Worten alles bey dem Mädchen ausrichten würde, und bath sie, ihre Empfindlichkeit zu schonen. Das wird sich schon geben, antwortete sie, und so ging die Mahlzeit vorbey. —

Man schlug einen Spaziergang in den Garten vor, der hinten am Gasthofe lag. Die Gesellschaft verließ das Speisezimmer. Marianne hing sich mir, ihrer Gewohnheit nach, an den Arm. Sie ließ jedermann voran gehen, und als ich mit ihr zur Thür hinaus wollte, hielt sie mich zurück, und sprach leise:

ich

ich habe Ihnen etwas zu sagen. Das Zimmer lag im Erdgeschoß, die Thür ging einwärts auf, und wenn sie offen stand, bildete sie mit der Mauer einen Winkel, so daß man hinter dieser beweglichen Wand weder von dem Hausgange, noch von der Straße aus gesehen werden konnte. In diesen Winkel zog mich Marianne; ich folgte ihr unwillkührlich. Sie faßte mich bey beyden Händen: Lieber Onkel, sagte sie in einem feyerlichen Tone, Sie waren immer mein Freund, Sie haben mir nie eine Bitte versagt, ach meine letzte Bitte, werden Sie die mir versagen?

Ich. Nein, meine Freundinn. Was ich für Sie thun kann, verspreche ich zu thun.

Sie. Ich fürchte mich vor dieser Frau, und noch mehr fürchte ich mich vor meinen Verwandten. Ich weiß gewiß, daß man mich in mein Unglück ruft; glauben Sie mir's, diese Reise ist mein Verderben. O, lieber Onkel, Sie können, Sie müssen mich befreyen. Ach, um Gottes Willen, tödten Sie mich, in diesem Augenblicke stürzte sie vor mir nieder auf die Knie, und legte mir ein Messer in die Hand, das sie unvermerkt von dem Tische genommen, und in der Tasche ihrer Schürze ver-

borgen hatte. Ein Schauer des Entsetzens fuhr durch meine Glieder. Ich hielt mich mit der einen Hand an der Thür, indeß ich mit der andern das Messer wegschleuderte. Dann hob ich die halb Wahnsinnige von der Erde. „Armes Kind! kommen Sie, wir wollen zur Gesellschaft gehen. Diesen Abend werde ich Ihnen erklären, was Sie thun wollten.“ — Mit großer Mühe konnte ich diese Worte stammeln, und zog sie mit mir zum Zimmer hinaus.

Sie ließ sich wegführen, ohne ein Wort zu sprechen. Die Krise der Verzweiflung war vorüber, die tiefste Ermattung mußte darauf folgen. Mein Zustand war nicht weniger gewaltsam als der ihrige, und so oft ich seitdem das Zimmer betrat, darin diese Scene vorfiel, ergriff mich ein leises Grauen, dessen Eindruck ich in den ersten Jahren mehrere Stunden fühlte. Gleichwohl bin ich nie durch M— gereiset, ohne diese feyerliche Stelle zu besuchen. Dieses ist wenigstens zwanzig Mahl geschehen, und wenn ich vollends einen Freund oder Freundinn bey mir hatte, mit denen ich von *Mariannen* sprechen konnte, so kostete es uns immer eine Art von Ueberwindung, einen Ort zu verlassen, der unsere Seelen in eine süße

Schwermuth wiegte, und es uns begreiflich machte, wie es sogar Philosophen, heitere menschenfreundliche Philosophen *) geben konnte, die eine Wollust darin fanden, in Gräbern zu wohnen.

Dreyzehnter Brief.

Daß der Rest unserer Reise höchst traurig war, darf ich Ihnen, meine Freundinn, nach dem Auftritte, der meinen letzten Brief beschloß, wohl nicht anmerken. Wir kamen bey Thorschluß in G— an, und traten bey den Aeltern unserer Freundinn ab, wo wir mit Mariannen und ihrer Duenna zu Nacht speiseten. Es war mir ein sehr langer Abend, und dennoch zitterte ich vor der Stunde, die uns trennen sollte. Marianne glaubte, wir würden bis zur weitern Fortsetzung ihrer Reise in G— bleiben, allein das war uns unmöglich, und wäre auch nicht einmahl gut für das arme Mädchen gewesen. Ihre Vorliebe zu uns hätte ihr bey ihrer Begleiterinn noch mehr geschadet, und es war nöthig, daß sie vor der größern Reise näher mit ihr bekannt wurde, ohne noch ganz von ihr abzuhängen. Unsere

*) Demokrit.

Freundinn, und ihre ehrwürdigen Aeltern, denen Marianne empfohlen war, konnten unsere Stelle bey ihr vertreten. Ich wollte aber dem armen Kinde seinen Irrthum nicht eher als im Augenblicke des Abschieds benehmen, um ihr Herz nicht zwey Mahl zu durchbohren.

Ueber der Mahlzeit entwischten der Duenna einige Worte, die mich in tiefes Nachdenken versetzten; indem sie von ihrem Reiseplan redete, sagte sie: in A— (einer Stadt vierzig Meilen von G—) werden wir ein Paar Tage ausruhen, und da werde ich Briefe finden, die uns sagen werden, was wir weiter zu thun haben. Marianne gab zum Glücke nicht Achtung auf diese Rede, und hätte sie wahrscheinlich nicht verstanden. Sie hatte zwar seit ihrem Austritte aus dem Kloster etwas mehr Deutsch gelernt, aber lange nicht genug, um sich zusammen hängend auszudrücken, vielweniger, um den barbarischen Dialect des Weibes zu verstehen. Wir saßen bis gegen eilf Uhr beysammen. Dann brach die Duenna auf, um sich mit Mariannen in den Gasthof zu begeben, wo sie ihre Herberge genommen hatte. Als wir uns auf ihrem Zimmer befanden, fragte mich Marianne, wann sie uns Morgen

besuchen könne. Ich trat mit ihr auf die Seite, und sagte leise zu ihr: Vor allen Dingen versprechen Sie mir in meine Hand, und vor dem Angesichte Gottes, daß Sie sich nie wieder so schrecklichen Gedanken überlassen wollen, wie heute Mittag. Marianne seufzte: nun ja, ich verspreche es Ihnen. Ich drückte ihre Hand auf mein Herz, und fuhr fort: Nun, meine theure Freundinn, habe ich Ihnen noch etwas zu sagen. Ich habe Sie nie hintergangen, und würde es mir zum Verbrechen machen, Sie in diesem Augenblicke zu hintergehen. Ich muß mich jetzt von ihnen trennen. Ich schwöre Ihnen, daß ich mich unmöglich hier länger aufhalten kann. Leben Sie wohl, liebstes bestes Kind, Gott segne Sie, lieben Sie uns immer, so lange ich lebe, bleibe ich Ihr Freund. Marianne war sprachlos, ich schloß sie fest in meine Arme, und winkte meiner Gattinn, ebenfalls Abschied von ihr zu nehmen. Sie kam herbey und umarmte sie mit der Zärtlichkeit einer Schwester. Marianne war noch immer stumm. Wir gingen nach der Thür, sie that einige Schritte, um uns zu folgen, und sank ohnmächtig zur Erde. Unsere Freundinn half der Kammerfrau sie auf das Bett

bringen, das im Zimmer stand. Wir empfahlen sie mit Thränen dem bestürzten Weibe, das in diesem Augenblicke doch auch einiges Erbarmen fühlte. Wir verließen in stummer Traurigkeit den Gasthof, und begaben uns zu den Aeltern unserer Freundinn, die unsere Betrübniß theilten, und mit uns den größten Theil der noch übrigen Nacht durchwachten. Sie versprachen uns, den folgenden Tag Mariannen zu sich zu berufen, und alles anzuwenden, ihren Kummer zu lindern, und ihre liebenswürdige Tochter gelobte uns noch beym Abschiede, daß sie das arme Kind bis zu ihrer Abreise nicht verlassen wolle.

Ich überlasse es Ihrem Herzen, meine theure Freundinn, Ihnen die Empfindungen mitzutheilen, die uns auf unserm Rückwege begleiteten. Wir sprachen wenig, und wenn wir sprachen, so geschah es, um uns die Besorgnisse zu eröffnen, welche die geheimnißvolle Rede der Kammerfrau in uns erregt hatte. Nun war es uns mehr als wahrscheinlich, daß unser Verwandter in N. mit uns hintergangen worden, oder wenigstens, daß die Krankheit des alten Grafen, wovon die Kammerfrau nur einmahl und sehr gleichgültig sprach, von

keiner Erheblichkeit, sondern ein bloßer Vorwand war, um die gute Marianne aus unsern Händen zu reissen. Mit dieser Muthmaßung verbanden wir eine andere: ob nähmlich unsere Freundschaft gegen das arme Mädchen nicht etwa die Priorinn ihres Klosters bewogen habe, bey der bigotten Großmutter die Abrufung ihrer Enkelinn aus dem Schooße der Ketzer zu betreiben? Doch wir bedurften dieses Argwohns nicht, um uns das Räthsel zu erklären, und es ist weit wahrscheinlicher, daß nicht die alte Gräfinn, sondern ihr Gemahl und Mariannens eigene Mutter den Plan ihrer Entführung, denn das war es, entworfen haben. Diese letztere war seit verschiedenen Jahren in zweyter Ehe an einen Major von bürgerlicher Abkunft verheirathet, der täglich höher in der Gunst seines Schwiegervaters stieg, welcher sich Anfangs dieser Mißheirath aus allen Kräften widersetzt hatte. Natürlicher Weise mußte dem Major und seiner Gattinn viel daran gelegen seyn, aus ihrer Sippschaft einen Nebensprößling wegzuräumen, der schwerlich immer hätte verborgen bleiben, und niemahls eine vortheilhafte Figur in der Familie machen können. Ich verschweige noch

andere Gründe, die unsere Vermuthung bestätigten, aber dem Andenken dieser unnatürlichen Mutter zu nachtheilig seyn würden, als daß ich mir erlauben sollte, sie anzuführen. Der Verfolg meiner Erzählung wird Ihnen, meine Freundinn, ohnehin mehr Aufschluß in dieser Sache geben, als die Betrachtungen, die wir zu einer Zeit anstellten, da die Decke noch nicht ganz von unsern Augen gefallen war.

Vierzehnter Brief.

Am ersten Posttage nach meiner Rückkunft schrieb ich meinem Verwandten eine umständliche Nachricht von allem, was bey Mariannens Abhohlung vorgefallen war, und legte meinem Briefe die Erklärung an ihre Großältern bey, wozu ich mich gegen das gute Mädchen verpflichtet hatte. Sie war so bestimmt abgefaßt, daß sie zu keiner Ausflucht Raum übrig ließ. Ich habe aber nie eine Antwort darauf erhalten. Am folgenden Tage erhielt ich einen Brief von Marianne n aus G— datirt, dessen Aufschrift aber gerade so lautet, als ob er vom Orte ihrer Bestimmung abgelaufen wäre. Das gute Kind hatte mir meine Adresse abgefordert, und sie, ohne zu überle-

gen, daß sie noch in unserer Nachbarschaft war, mit allen Hinweisungen und Befreyungszeichen getreulich abgeschrieben. Sie meldete mir, daß sie nach unserer Entfernung lange ohnmächtig, und die ganze Nacht sehr krank gewesen sey, daß sie den folgenden Tag bey unserer Freundinn zugebracht, und mit ihr einen Abschiedsbesuch in ihrem Kloster abgestattet habe, aber ziemlich kaltsinnig empfangen worden sey: daß die Kammerfrau ihr ganz gut begegne, und daß ihre Abreise auf den morgenden Tag Statt haben würde. Der Ausdruck ihrer Dankbarkeit war eben so naiv als zärtlich, und niemand in meinem Hause wurde mit ihren Grüssen vergessen. Der Styl war sehr nachlässig, die Handschrift erträglich, die Rechtschreibung aber äusserst fehlerhaft. Ich übersetze Ihnen keine Stelle daraus, weil sie in jeder andern Sprache ihr Charakteristisches verlieren würde. Allein, wenn ich Sie, meine Freundinn, einmahl wieder besuche, so werde ich Ihnen diesen, und noch einige andere Briefe mitbringen, die ich von M a r i a n n e n besitze, selbst das Document ihrer Auslieferung liegt noch in meinem Pulte verwahrt. Sie versprach mir gleich nach ihrer Ankunft in N— zu schreiben, allein ich

erhielt keine Zeile von ihr. Ich schrieb an sie, und bekam keine Antwort. Ich fragte meinen Verwandten um Nachrichten von ihr, er meldete mir, er habe sie nicht gesehen, und man mache bey der Familie ein Geheimniß aus ihrem Aufenthalte. Diese Ungewißheit war mir eine Folter, zu der ich kein Beywort finde. Ich durfte nun nicht mehr zweifeln, daß das unglückliche Mädchen aufgeopfert worden, und dieses wäre schon genug gewesen, mich zu quälen. Allein, der Gedanke, daß sie mich vielleicht für einen Mitschuldigen ihrer Henker halte, daß sie mir vielleicht in irgend einem düstern Kerker als ihrem Verräther fluche; dieser Gedanke, meine edle, gefühlvolle Freundinn, peinigte mich oft ganze Nächte hindurch, und mehr als ein Mahl trat die holde Märterinn in rührender Leichengestalt im Traume vor meine Seele, und warf mir meine Grausamkeit, nicht in strafenden Worten, sondern in dem sanften, liebevollen Tone vor, der ihr natürlich war, und den ich nie wieder gehört habe.

Eine Nachricht, die ich etwa drey Jahre nachher von meinem Verwandten erfuhr, der von seinem bisherigen Posten nach Hofe beru-

fen wurde, war nichts weniger als fähig, mein Herz zu beruhigen. Er sagte mir, Marianne sey zwar vor einiger Zeit in N— erschienen, aber bald darauf wieder verschwunden, und er wisse von sicherer Hand, daß sie bey einem Geistlichen in F— gesehen worden sey, wo sie die Dienste einer Magd verrichtete, und wo ein Augenzeuge sie über der Scheurung des Fußbodens angetroffen habe. Dieser schreckliche Bericht brach mir vollends das Herz. Ich beschloß, alles zu versuchen, um das Schicksal des unschuldigen Schlachtopfers aufzuklären, und Mariannen, es koste, was es wolle, von meiner eigenen Unschuld zu überzeugen. Ich erinnerte mich eines Jugendfreundes, der jetzt bey unserer Gesandtschaft an dem —schen Hofe stand. Ich wandte mich an ihn, mit der dringenden Bitte, mir von dem armen Mädchen eine zuverlässige Nachricht einzuziehen. Seine Erkundigungen hatten den gewünschten Erfolg. Er meldete mir, Marianne befinde sich seit einiger Zeit in dem —iner Kloster zu N—, wo sie zwar nicht als Nonne, dieses erlaubte ihre zerrüttete Gesundheit nicht, sondern als beständige Kostgängerinn eingekauft worden sey, zugleich erboth

er sich mit der edelsten Dienstwilligkeit mir einen Brief an sie zu bestellen. So traurig diese Entdeckung war, so kann ich Ihnen doch die Freude nicht ausdrücken, die sie mir verursachte. Ich antwortete ihm augenblicklich, und schloß ihm einige Zeilen an Mariannen bey. Ich meldete ihr bloß, daß ich seit unserer Trennung verschiedene Mahl an sie geschrieben, und mich auch bey ihrer Familie nach ihr erkundigt, aber keine Antwort erhalten habe, daß ihr Aufenthalt mir erst seit heute bekannt sey, daß ich nicht geglaubt hätte, sie in einem Kloster zu finden, daß unsere Freundschaft gegen sie, weder durch die Zeit, noch durch die Entfernung geschwächt worden, und daß ich nicht eher ruhig seyn könne, als bis ich eine Antwort von ihr erhalten hätte.

Diesen Brief gab mein Freund einer vertrauten Weibsperson, die Mariannen an das Sprachgitter rufen ließ. Kaum hatte sie ihn eröffnet, so fing sie bitterlich zu weinen an. Ach, um Gottes Willen! gute Frau, sprach sie zur Ueberbringerinn, um Gottes Willen! komme sie morgen um diese Stunde wieder, ich werde ihr meine Antwort zustellen. Des folgenden Tages erschien die Frau wieder an

dem Kloster. Kaum erblickte sie die Thürhüterinn, so rief sie ihr zu, sie sollte sich gleich fortpacken, oder man würde sie fortprügeln lassen. Der verdammte Brief, den sie gestern dem Fräulein überbracht, sey Schuld, daß sie von dem Augenblicke an nichts gethan habe, als weinen und ächzen, und daß sie wirklich das Bett hüthen müsse.

Diesen Bericht schloß mein Freund mit der Bitte, ihn mit fernern Aufträgen von dieser Art zu verschonen, weil sie ohnehin vergebens seyn, und ihn mancherley Unannehmlichkeiten aussetzen würden.

Funfzehnter Brief.

Ich war nun in Mariannens Augen gerechtfertigt, ihr Herz bürgte mir für meine Rechtfertigung. Allein, Sie können leicht denken, meine Freundinn, daß meine Ungeduld nach einer Antwort von ihr sich durch einen fehlgeschlagenen Versuch nicht abschrecken ließ. Ich konnte aber nichts unternehmen, ehe sich eine sichere Gelegenheit dazu zeigte. Eben der Freund, der mir meinen ersten Brief bestellt hatte, gab sie mir endlich an die Hand. Zwey Jahre nach jenem Versuche, kam er in

seine Vaterstadt zurück, um darin ein öffentliches Amt anzutreten. Kaum hatte ich ihn von Mariannens Schicksal umständlicher unterrichtet, als es in meinem Briefe geschehen war, so erboth er sich, mir eine Zuschrift an das unglückliche Geschöpf durch eine Freundinn zu bestellen, die er in seiner Residenz zurück gelassen hatte. Mit der lebhaftesten Freude benutzte ich sein Anerbiethen. Ich schrieb an Mariannen. Mein Brief war so abgefaßt, daß er weder ihr Herz zu sehr erschüttern, noch ihr einige Verdrießlichkeiten zuziehen konnte, falls er aufgefangen würde. Er kam glücklich in ihre Hände, und nach vierzehn Tagen erhielt ich eine Antwort. Aber, Gott! welche Antwort: sie zeigte zwar von ihrer Entzückung über den neuen Beweis meines Andenkens, aber auch zugleich von einer augenscheinlichen Schwächung ihres Verstandes. Sie beschwor mich, nach N— zu kommen, sie aus dem Kloster zu erlösen, und ihr zu helfen, ihren Vater aufzusuchen. Auf der folgenden Seite erklärte sie mich selbst für diesen Vater, bath mich fußfällig, mich ihr zu erkennen zu geben, und sie nicht länger zu verstoßen; dann schilderte sie mir ihre Lage.

Ihre Großältern waren todt, ihre Mutter schien sie vergessen zu haben, und ihre Gesundheit war unwiederbringlich verloren. Ich habe, sagte sie, öftere Convulsionen, allein ich bin noch nicht gestorben, und endlich bath sie mich um ein Almosen.

Sie kennen mich, meine Freundinn, und ich kenne Sie. Ich würde mich an Ihrem Herzen versündigen, wenn ich Ihnen den Eindruck schildern wollte, den dieser Brief auf das meinige machte. Ich antwortete Mariannen durch den nähmlichen Canal. Ich erinnerte sie an die ersten Monathe unserer Bekanntschaft, an die Beweise der Freundschaft, die ich ihr gegeben hatte, an den Augenblick unserer Trennung, ich wünschte ihr Vater zu seyn, um sie erlösen zu können. Wäre ich's, fuhr ich fort, und hätte Sie von mir gelassen, oder ließe Sie jetzt im Kloster verschmachten, so wäre ich das größte Ungeheuer auf Erden. Ich erinnerte sie, daß ich keine vierzehn Jahre älter bin, als sie, und in meinem Leben niemanden von den ihrigen gekannt habe. Ich nannte ihr ihren Vater, wozu ich mich bisher nicht berechtigt hielt, und erzählte ihr alles, was ich von ihm wußte. Ich schickte ihr

eine kleine Unterstützung, die ich, leider, nicht so oft, als ich es wünschte, wiederhohlen konnte, und welche jedes Mahl durch unsere Freundinn S— verstärkt wurde, deren große Seele Mariannen unter die ersten Gegenstände ihrer Wohlthätigkeit geordnet hatte. Doch auch diese Stütze sollte die arme Dulderinn verlieren. — Sie starb, und Marianne mußte sie überleben. Sie hat mir seitdem noch verschiedene Mahl geschrieben. Ihre Briefe athmen die innigste Zärtlichkeit und den heißesten Dank, es herrscht weniger Unordnung darin, als im ersten, und wenn sie mich jetzt bisweilen ihren Vater nennet, so geschieht es, weil ich der einzige Freund bin, den sie in der Welt hat. Ueber den Verlust ihrer unbekannten Wohlthäterinn ergoß sich ihr Herz in die rührendsten Klagen. In einem ihrer letzten Briefe meldete sie mir den Tod ihrer Mutter, die an einer langwierigen und sehr schmerzhaften Krankheit starb, ohne das Schicksal ihrer bejammernswürdigen Tochter durch den geringsten Theil ihrer Reichthümer zu verbessern.

Mit welch einem leichten Herzen, meine Freundinn, mit welch einer hohen heitern

Freu-

Freude würde ich Ihnen am Schlusse meiner Erzählung sagen — Marianne hat ausgerungen — Marianne ist todt. Allein, Marianne lebt noch, wenigstens lebte sie noch im Jänner dieses Jahres *).

Eines der besten menschlichen Geschöpfe, das von dem ersten Augenblicke seiner Entstehung an bis auf diese Stunde, das ist, bis über die Hälfte seiner irdischen Laufbahn, ein unschuldiges Schlachtopfer des Vorurtheils und der Grausamkeit war, dem selbst ein augenblicklicher Stillstand seiner Leiden seine nachherigen Qualen noch schrecklicher machen müßte, und das bis auf den letzten Hauch seines Erdenlebens keine Erleichterung seines Elendes voraus sieht, ein solches Geschöpf, zumahl, wenn es, wie Marianne, mit dem reinsten Herzen zugleich das zarteste Gefühl, die größte Empfänglichkeit für jeden physischen und moralischen Schmerz verbindet, ist für mich die lauterste, die überzeugendste Predigerinn der Unsterblichkeit. Marianne muß in einer bessern Welt entschädigt, sie muß, wie Abraham von Lazarus sagt, getröstet werden, oder es ist kein Gott.

*) 1793.

Keine Metaphysik, keine Sophismen, können mir diese Wahrheit untergraben, die ich als meine individuelle Ueberzeugung freylich niemanden aufdringen will, aber doch Ihnen, meine edle Freundinn, mittheilen darf, weil ich weiß, daß auch Sie das Gefühl unserer Unsterblichkeit weder für frommen Aberglauben, noch für ein eitles Compliment halten, das unser Eigendünkel sich macht. Würden wir wohl ohne diese Harmonie unserer Empfindungen einander das geworden seyn, was wir uns sind, würden wir wohl in unserer Freundschaft unsere Glückseligkeit finden, wenn wir ihr nicht eine ewige Dauer versprechen könnten?

Marianne hat überwunden, meine theure Freundinn! aber erst nach einem langen, martervollen Kampfe. Ihre Leiden nahmen mit jedem Jahre zu. Im Jahre 1794 besuchte sie C. auf seiner Reise nach M. Er fand sie abgezehrt, gebückt, einem Schatten ähnlich. Ihr Gedächtniß war so sehr geschwächt, daß sie sich meiner nur noch dunkel zu erinnern wußte. Diesem Umstande noch mehr als dem Kriege, wovon Mariannens Vaterland mehrmahls der Schauplatz war, schreibe

ich es zu, daß ich in den letzten Jahren keine Briefe mehr von ihr erhielt. Ich erfuhr aber von Zeit zu Zeit, daß sie noch lebe. Sie hat ihr trauriges Daseyn mit in das neue Jahrhundert herüber gebracht. Sie starb im Frühlinge 1801.

Friede sey mit ihrer Asche!

1809.

U s b e c k.

Eine morgenländische Erzählung.

Ein junger Mollah, Usbeck war sein Nahme und Yemen sein Vaterland, strebte nach Weisheit, und sein Busen glühete für die Tugend. Oft aber glühete er auch vom wilden Feuer des Gähzorns, und nur selten konnte er seinem Ausbruche zuvorkommen. Die Schmerzen der Reue, die redlichsten Gelübde, die heißesten Gebethe schützten ihn nicht vor Rückfällen. Ein Bettler, der ihn in seinen Betrachtungen störte, ward mit Heftigkeit angefahren, und erhielt im gleichen Augenblicke ein reiches Almosen: das Kind seiner Schwe-

ster, das auf seinem Steckenpferde an ihm vorbey ritt, und ihn von ungefähr mit seiner Peitsche in das Gesicht schlug, bekam eine derbe Ohrfeige, und ehe es noch Zeit hatte zu weinen, ein Dutzend Küsse: ein zahmes, freundliches Eichhorn, das er zum Zeitvertreib auferzogen hatte, biß ihn einst in den Finger, indem er ihm eine Dattel reichte; Usbeck versetzte ihm einen so heftigen Schlag auf die Schnautze, daß es todt zu seinen Füßen stürzte. Er war untröstbar über diese That, die kein Kuß, kein Almosen wieder gut machen konnte, und beschloß, in Mekka, an der Quelle der Gnade, sich von Allah Vergebung seiner Sünden und einen heiligen Schild gegen seinen innern Feind zu erflehen. Er ergriff den Pilgerstab und wallte nach dem Grabe des Propheten, durch dessen Vermittelung er die Barmherzigkeit des obersten Wesens zu rühren hoffte. Am Abende des dritten Tages setzte er sich durstig und kraftlos am Rande eines kleinen Teiches nieder, den eine zweyfache Reihe Platanen umschattete. Er langte seine Kokosschale aus seiner Reisetasche hervor, um sich einen Trunk Wasser aus dem prächtigen Becken zu schöpfen, dessen Boden mit bunten Koral-

len gepflastert schien. Gierig wollte er die Schale zum Munde führen, als er im flüssigen Krystalle einen kleinen Fisch entdeckte, blau wie ein Saphyr und mit goldenen Puncten besäet. An seinem Bauche ragten ein Paar spitzige Stacheln hervor gleich denen, womit die Natur die Zweige des Dornstrauchs bewaffnet hat. Plötzlich zog Usbeck seine ausgestreckte Hand zurück; blutige Schamröthe deckte seine Wangen, und er sprach halbleise: Du würdest mir Freude machen, holdes Thierchen, allein deine Stacheln könnten in einem unglücklichen Augenblicke meine Finger verwunden; mein grausamster Feind, der Gähzorn, könnte in meinem Busen erwachen; du würdest das Schicksal meines armen Eichhorns haben, und umsonst würde ich deinen Tod mit dem seinigen beweinen. Bey diesen Worten goß er seine Schale sammt dem Fischchen in den Teich, und plötzlich stieg aus demselben ein Geist empor: himmelblau war sein Gewand und mit flimmernden Sternen gestickt: Usbeck, so sprach die himmlische Gestalt, deine Reue gefällt mir, und dein Mißtrauen gegen dich selbst ist der erste Schritt zu deiner Besserung. Ich bin Ariel, dein Schutzgeist, und

kam herunter aus dem dritten Himmel, um dir meine Hülfe anzubiethen. Rede, was kann ich für dich thun? Der Mollah berührte mit seiner Stirn drey Mahl die Erde, und sprach: Herr, du kennest mein Herz und den Dämon, der es beherrschet. Ungestümer Zorn brauset in meinem Innern, und nur selten kann ich seinen Stürmen ausweichen. Hilf mir ihn austreiben, diesen Sohn der Sünde, und zerstöre den Thron, den er sich in meinem Busen errichtet hat. Der Geist berührte mit seinem Rosenfinger die Brust des Pilgers und verschwand. Usbeck fühlte sich wie umgeschaffen; Fieberfrost durchschauerte seine Brust, und der Feuerstrom in seinen Adern verwandelte sich in Eis. Ich habe den Zweck meiner Wallfahrt erreicht, dachte der Mollah bey sich selber; Allah hat mir bewiesen, daß er auch fern von dem Grabe seines Propheten allmächtig ist, und so wanderte er zufrieden, wie ein Begnadigter, nach seiner Wohnung zurück. Hier bemerkte er bald, daß eine große Verwandlung mit ihm vorgegangen war. Er konnte nun alles sehen, alles dulden, aber beym Anblicke des Unglücklichen schmolz sein Herz nicht mehr. Der heilige Ehrgeitz der Tugend war in

ihm erloschen, und die heißen Sympathieen der Freundschaft zückten nur selten, wie schwache Blitze, durch seine schlaffen Fibern. Noch blieb ihm Kraft genug, seinen Zustand zu fühlen und voll banger Schwermuth sich aufzumachen nach dem Teiche, wo der himmlische Herold ihm erschienen war. Er brauchte neun Tage, um einen Weg zurück zu legen, den er vormahls in dreyen zurück gelegt hatte. In stumme Betäubung versenkt, setzte er sich an der heiligen Stätte nieder, und weinte. Da trat sein Schutzgeist wieder zu ihm, und redete ihn mit freundlicher Stimme an: Habe ich dir nicht gegeben, Usbeck, was du verlangt hast? Ja, Herr, versetzte der Mollah; allein mit der Heftigkeit meiner Leidenschaft ist zugleich die Wärme und die Schwingkraft meiner Seele verschwunden. Das wußte ich, sprach der Seraph; Fühllosigkeit ist keine Tugend, und die Reitzbarkeit des Herzens ist eine Gabe Gottes. Ein Hauch des Engels gab sie ihm wieder. Usbeck stürzte auf seine Stirn, und sprach mit der himmlischen Wonne der Andacht: Ich fühle es, Herr, daß ich wieder bin, was ich war. Heil Dir, du Diener des Allmächtigen, daß Du die Strafe meiner Thorheit von

mir genommen hast; allein wie kann ich meinen innern Feind bezwingen? Schon verbarg eine Purpurwolke den Seraph vor seinen Blicken; allein zu seinen Füßen fand er ein Amulet, auf welchem mit goldenen Lettern geschrieben stand: Es ist kein Sieg ohne Kampf.

Die hohle Eiche.

Ritter Berthold von Wildeck hatte mit Frau Adelinen, seiner Gemahlinn, schon funfzehn Jahre auf seiner Burg in der vergnügtesten Ehe gelebt. Zwey Junker und drey Fräulein waren die Früchte dieses glücklichen Bandes, und wenn Berthold so mit Weib und Kindern des Sonntags um die runde Tafel saß, und einen Frischling, oder an hohen Festen einen Pfau mit ihnen verzehrte, und sie der Reihe nach ansah, dünkte er sich höher zu sitzen, als sein Nachbar der Habsburger, der kurz zuvor den Kaiserthron bestiegen hatte.

In einem solchen Augenblicke häuslicher Wonne, klopfte er einst Adelinen auf die Ba=

cken und rief: Liebes, frommes Weib, du hast mich zum glücklichsten Ehemann und zum glücklichsten Vater gemacht. Dafür wird dir unser aller Vater in seinem Paradiese lohnen. Da schlang Adeline ihm den Arm um den Hals, küßte seine bräunliche Wange und sprach: Mein trauter Berthold, ich bin nun schon so lange glücklich durch dich, daß ich nicht weiß, ob der Himmel noch eine neue Freude für mich hat. Der liebe Gott thut zu viel an mir, er wird mich noch verziehen.

Es kann auch noch anders kommen, versetzte Berthold, und dann wollen wir unser Kreuz einander tragen helfen, und unsere Kinder müssen nebenher gehen, und wenn es uns zu Boden drücken will, so werden sie alle Hand anlegen, um es uns leichter zu machen. Ja, das wollen wir; rief Engelbert, der älteste Junker, der des Vaters Augapfel war, oder nein, wir wollen es lieber ganz auf unsere Schultern nehmen!

Engelbert war erst in seinem vierzehnten Jahre, allein er konnte schon des Vaters wilden Hengst bändigen und einem Rehbocke zu Wette laufen, und wenn er mit Bolzen nach

der Scheibe schoß, so traf er immer ins Schwarze.

Berthold war nicht reich, ein Theil seiner Güter lag noch von seinem Vater her in fremder Pfandschaft. Da er aber seit seiner Heirath den Hof niemahls und die Turniere nur selten besuchte, und Adeline eine gar treffliche Wirthinn war, so herrschte in seinem ganzen Hauswesen ein Schein von Ueberfluß, den seine Freunde bewunderten und seine Neider mit scheelen Augen betrachteten.

Eines Abends, als es schon dunkel war, brachte ihm der Thorwart ein zusammen gerolltes Pergament, welches ihm ein Waldbruder zugestellt hatte, mit dem Befehl, es dem Burgherrn sofort zu übergeben. Berthold rollte es auf, und las darin folgende Worte:

„Wenn Ritter Berthold von Wildeck nicht „vor dem Feste Sanct Peters hundert Gold„gulden bey dem Klausner Reimund am Walde „niederlegt, so wird ihm seine Burg verbrannt „werden, und wenn er vor oder nach Bezah„lung des Geldes ein Wort von diesem Briefe „sagt, soll er des Todes sterben.“

Berthold verschloß den Brief in seine Truhe, er hielt ihn für das Werk der Räu-

der, die schon einige Jahre lang in der Gegend manche Unbild stifteten, weil er aber weder Furcht hatte, noch Lust, die Summe zu bezahlen, so kümmerte er sich wenig um die Drohung, und verbarg diesen Vorfall seinem Weibe, für das er sonst keine Geheimnisse hatte.

Die angesetzte Frist erschien, und noch neun folgende Tage verstrichen, ohne daß die angedrohte Prophezeyung in Erfüllung ging, allein in der Mitternachtsstunde des zehnten Tages, als der Ritter ruhig an der Seite seiner Adeline schlief, wurden sie durch einen gewaltigen Lärm aufgeschreckt, die Sturmglocke ward angezogen, der Thurmwart blies in sein Horn, und die ganze Burg stand in Flammen. Berthold konnte sich kaum mit seiner Gattinn und seinen Kindern in ein abgesondertes kleines Gebäude retten, das seinem Hausgesinde zur Wohnung diente. Engelbert war im Hemde in den Stall gelaufen und hatte den wilden Hengst heraus gezogen, der ihm wie ein Lamm folgte. Adeline hatte mit ihrer ältesten Tochter die kleine nußbaumene Truhe ergriffen, die in ihrer Kammer stand, und darin

die Urkunden der Familie und einige Kleinodien verwahrt lagen.

Berthold ertrug sein Unglück als ein Mann. Seine fromme Gemahlinn theilte seine Standhaftigkeit und flößte sie ihren Kindern ein. Der Schutt wurde weggeräumt, und ein Haufen Arbeitsleute war beschäftigt, Bertholds Anstalten zu einem neuen Bau ins Werk zu richten. Eines Tages ließ der Ritter sich seinen Hengst satteln, um in einem seiner Forste sich einige Eichen zu Balken und Sparren auszuzeichnen. Der Mittag erschien, und Berthold kam nicht wieder. Der Abend erschien, und er blieb noch immer aus. Adelinens Unruhe wuchs mit jeder Stunde, und sie stieg aufs höchste, als auch die Nacht verstrich, ohne daß ihr Gemahl zurück kam. Kaum graute der Tag, als sie ihre Knechte in der ganzen Gegend umher sandte, um Kundschaft von ihm einzuziehen, allein alle kamen wieder unverrichteter Sache zurück. Acht Tage lang ließ sie ihre Nachsuchungen wiederhohlen, und alle liefen fruchtlos ab. Adeline und ihre Kinder thaten nichts als Aechzen und Weinen. Der letzte Funke ihrer Hoffnung war erloschen. Endlich sprach sie zu ihrer trostlosen Familie:

ich will mich aufmachen und selbst euren Vater suchen, und wenn er noch über der Erde wohnt, so will ich ihn finden. Ich will mit, liebe Mutter, rief Engelbert, vergönnt mir, euch zu begleiten, und wenn ein Lindwurm meinen Vater in seiner Höhle bewachte, so will ich ihn aus seinen Klauen reissen. Nun öffnete Adeline die nußbaumene Truhe, um einige Kleinodien heraus zu nehmen, die auf ihrer Pilgrimschaft zum Nothpfennige dienen sollten. Da fand sie in der Truhe den Brief der Räuber, las ihn und schauderte, aber plötzlich erheiterte ein neuer Strahl der Hoffnung ihre Seele. Wenn er den Mordbrennern in die Hände gefallen ist, so wird der Klausner Reimund, von dem der Brief redet, mich auf ihre Spur bringen können, vielleicht halten sie meinen Berthold bloß gefangen, um ihm die hundert Goldgulden zum Lösegeld auszupressen. Adeline empfahl ihre Kinder der Frau des Burgwarts, die vormahls ihre Amme war, und sie alle hatte erziehen helfen, und am folgenden Morgen wandelte sie vor Sonnenaufgang mit ihrem Engelbert nach der Klause des Einsiedlers, die vier Meilen von der Burg Wildeck entfernt lag.

In der zweyten Mittagsstunde erreichten sie die Klause. Reimund bewillkommte sie gar freundlich, und gab ihnen seinen Segen. Adeline sagte zu ihm: Ehrwürdiger Vater, ich komme zu euch, um das Urtheil meines Lebens oder Todes zu hohlen. Sie erzählte ihm ihr zweyfaches Unglück, und wies ihm das Schreiben der Mordbrenner. Gewiß, sagte sie, ist mein Gemahl in ihre Hände gerathen, und ihr könnt mir vielleicht sagen, wo ich ihn finden kann. Reimund hob die Hände gen Himmel, Grauen und Entsetzen banden ihm die Zunge. Ists möglich, rief er endlich aus, daß das Gewand der Andacht zum Deckmantel des Lasters dienen kann! Vor einem Monath kam ein Waldbruder zu mir und sagte: Alter Vater, auf Sanct Peters Fest wird ein Ritter hundert Goldgulden bey euch niederlegen, die er zu einem Bußwerke bestimmt. Verwahret sie, bis ich sie bey euch abhohlen werde. Ich versprach es ihm. Acht Tage nach dem Feste kam er wieder, und als ich ihm sagte, daß ich nichts erhalten hatte, sprach er, Gott wird den Sünder dafür strafen. Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen.

Diese Nachricht stürzte Adelinen in ihre Verzweiflung zurück. Der fromme Einsiedler bemühte sich, sie zu trösten, und wollte sie nöthigen, einige Speise zu genießen, allein vergebens. Sie that nichts als weinen und schluchzen, indem sie die Augen auf ein Crucifix heftete, das an der Wand hing. Engelbert hingegen hatte sichs wohl schmecken lassen, und indeß der Klausner seiner Mutter Trost zusprach, ging er nach gehaltenem Mahle vor die Zelle hinaus, um ins Freye zu sehen. Er schlich sich gedankenvoll dem Walde zu, der einige hundert Schritte weit entfernt lag. Hier setzte er sich unter einen Baum und weinte. Auf einmahl ward er durch ein Geräusch erschreckt, das aus einem nahen Busche kam. Er sah sich um und erblickte einen jungen Fuchs, der wie ein Pfeil an ihm vorbey schoß, und tiefer in den Wald hinein lief. Engelbert vergaß nun seinen Vater, und verfolgte das Thier durch Busch und Hecken mit so großer Behendigkeit, daß er mehr als ein Mahl im Begriffe war, ihn zu erhaschen. Indessen zog ihn der schlaue Flüchtling immer tiefer in das Dickicht, bis er eine hohle Eiche ersah, in die er sich in eben dem Augenblicke verkroch, da

Engelbert ihn mit einem aufgehobenen Stocke zu erreichen glaubte. Doch der kleine Jäger besann sich nicht lange. Die Oeffnung der Höhle war ziemlich weit, und der Baum von ungeheurer Dicke. Engelbert schlüpfte hinein, tappte auf allen Seiten um sich her, und als er nach hinten zu eine Vertiefung entdeckte, hoffte er da seine Beute zu finden. Allein kaum hatte er die Stelle berührt, so sank der Boden unter ihm ein, und er stürzte wohl zwey Lachtern tief in einen finstern Abgrund hinab; wo er auf einige Augenblicke die Besinnung verlor. Als er wieder zu sich selbst kam, ergriffen ihn alle die Gefühle, die einen Lebendigbegrabenen bestürmen müssen, wenn er im schwarzen Schooße der Erde aufwacht, und sich von der ganzen Natur abgesondert findet. Er bebte, er schauderte, er wälzte sich auf dem kalten Grunde, und endlich brach er in ein lautes Geheul aus. Ein dumpfer Hall schien ihm aus einiger Entfernung zu antworten, er erschrak, aber vor Freude. Selbst das Gebrüll eines Löwen hätte ihn entzückt, auch der wäre ein lebendiges Geschöpf gewesen, und im Gebiethe des Todes ist jedes lebendige Geschöpf uns ein Bruder. Er kroch nach der Ge-

gend

gend hin, wo der Laut herkam. Er wand sich durch einen engen Gang, dem Schachte des Bergmanns ähnlich, einige Ruthen vorwärts, und gelangte endlich an eine weite Höhle, in der ebenfalls die schwärzeste Finsterniß herrschte, wo er aber freyer Athem schöpfen, und sich auf seine Beine erheben konnte. Ein tiefer Seufzer hallte ihm aus einem Winkel der Grotte entgegen. Ein Sterbender . . . dachte Engelbert, und zitterte, und die Furcht preßte ihm einen lauten Schrey aus. — Wer ist hier? Wer will Zeuge meines Todes seyn? sprach eine halbverloschene Stimme. Engelbert faßte Muth. — Ich, ich! sprach er; ach, wo bin ich? Wer seyd ihr? — Großer Gott! versetzte die Stimme, im Tone der erwachenden Ohnmacht, du schickst mir einen Engel, um mich zu stärken, und leihest ihm die Stimme meines Erstgebornen. Ach, mein Vater! rief Engelbert! das ist mein Vater! Ja er ists! Ach, mein Sohn, wie kömmst du hierher? Haben die Ungeheuer auch dich weggeführt. Engelbert stürzte sich auf seinen Vater; der allmächtige Zug der Natur riß ihn gerade zu ihm hin. Er hing sich an seinen Hals, allein der Vater konnte ihn nicht umarmen.

Seine Hände waren gefesselt, und seinen Leib umschloß ein breites eisernes Band, das vermittelst eines Ringes in der Felsenwand befestigt war. O Vater, liebster Vater, schluchzte Engelbert, schon acht Tage läßt die Mutter euch suchen, und heute hat sie sich selber mit mir auf den Weg gemacht; wir konnten nicht mehr daheim bleiben. — Gutes Weib, guter Sohn, sprach Berthold; Gott, Gott! Allein wie kommst du in diese Mördergrube? Engelbert erzählte dem Vater sein Abenteuer. — O, mein Kind, dich hat unser Schutzgeist geleitet, um mich vom Hungertode zu retten, und den Meinigen wieder zu geben. Nun erzählte auch Berthold, wie er von den Räubern gefangen, und in diese ihre Höhle geschleppt worden. Sie fürchteten, daß ich die Einäscherung meiner Burg rächen würde, und verdammten mich, ihnen in dieser abscheulichen Grotte als Knecht zu dienen. Wenn sie auf den Raub ausgingen, legten sie mir immer Fesseln an. Des Abends kamen sie entweder alle vier oder doch zum Theil wieder. Seit vorgestern aber ist keiner mehr erschienen, und seit vorgestern habe ich keinen Bissen mehr genossen. Engelbert griff eilends in seine Reise-

tasche, in die er einige Aepfel von dem Tische des Klausners gesteckt hatte, zerschnitt sie, und schob sie dem Vater in den Mund. Gott vergelte dir dieß Labsal, sprach Berthold, und weinte. Plötzlich aber erbebte er durch alle Glieder. Ach Kind, Kind! rief er, fliehe, wer weiß, welchen Augenblick die Bösewichter zurück kommen. Ich fliehe nicht ohne euch, lieber Vater! entweder will ich euch erlösen, oder mit euch sterben. Armer Knabe, du mich erlösen, ohne ein Werkzeug meine Bande zu brechen, oder auch nur diese Todtengruft zu erleuchten? — O ich habe ein Feuerzeug, lieber Vater, die Mutter gab es mir, wer weiß, sagte sie, wo wir es brauchen können. — Heil ihr, sprach Berthold, Heil der guten Mutter, ihre Vorsicht kann uns retten! Hier auf einem Tische zu meiner Linken steht eine Lampe, die schon gestern erlosch, und ein Krug mit Oehl; um Gottes willen stoße ihn nicht um!

In wenig Minuten brannte die Lampe, und Engelbert sah nun mit grauenvollem Staunen das Innere der Höhle. Eine Menge Kostbarkeiten waren darin aufgethürmt, und an den Wänden hingen wohl zwanzig von Blut

starrende Kleider. Doch sein Blick weilte nur eine Minute auf diesen Gegenständen des Entsetzens. Er fiel mit gieriger Hastigkeit auf einen großen eisernen Hammer, schlug damit das Schloß entzwey, das an den Fesseln seines Vaters hing, und setzte ihn in Freyheit. Berthold warf sich auf seine Knie, und hob seine geschwollenen Hände gen Himmel, dann schlang er seine Arme dem Knaben um den Hals, und drückte ihn an seinen Busen. Sein Mund konnte nicht sprechen, aber sein Herz redete laut. Endlich ging er mit seinem Sohne in eine kleine Seitenhöhle, die den Räubern zur Speisekammer diente. Hier erquickten sie sich mit einer Schale Weins, wozu Berthold mit schüchterner Behuthsamkeit einige Bissen Brots genoß. Er kannte die Gefahren des Hungrigen, der zu schleunig seinen Hunger zu stillen wagt. Komm, liebes Kind, laß uns fliehen, ehe meine Henker uns überraschen. Vater und Sohn bewaffneten sich jeder mit einem Schwert und mit einer brennenden Lampe. So krochen sie durch die enge Schlucht, die auf den Platz führte, wo Engelbert herunter gestürzt war. Eine lange Strickleiter hing in eisernen Hacken an der Wand, und über derselben lag auf ei-

ner durch ihre Mitte laufenden eisernen Stange eine Klappe, die sich von innen und außen auf- und zudrücken ließ. Berthold befahl seinem Sohn, voran zu gehen. Er that es ungern, und sah sich immer nach seinem Vater um, bis er den Ausgang erreichte. In der Höhle des Baumes erwartete er ihn, auch da noch fürchtete er den theuren Geretteten zu verlieren. Erst als er sein Haupt aus dem Abgrunde hervor ragen sah, schlüpfte er zum Vorgemache des Gefängnisses heraus, und erweiterte die Oeffnung des Baumes, indem er mit seinem Schwerte die morsche Rinde wegschnitt.

Als Berthold sich wieder über der Erde in Gottes schönem Garten befand, sank er ohnmächtig hin: die freye Luft und der Anblick der Sonne überwältigten seine Lebensgeister. Engelbert warf sich auf seinen Vater, küßte seine blassen Lippen, und rieb ihm die Schläfe mit frischer Erde. Er brachte ihn bald wieder zu sich, gab ihm seinen Stab, den er noch neben der Eiche im Grase fand, und so machten sich Vater und Sohn auf den Weg. Als sie einige Schritte zurück gelegt hatten, sprach Berthold: Laß uns mit unsern Schwertern den Zugang zu dieser Höhle bezeichnen, damit ich

mit meinen Nachbarn mich wapnen und die Bösewichter überfallen möge. Von hundert zu hundert Schritten hieben sie ein Stück Rinde von einem Baume weg, und gelangten nach einer halben Stunde an den Ausgang des Waldes, wo Engelbert seinem Vater von Ferne die Klause zeigte, in welcher er seine Mutter verlassen hatte.

Adeline hatte ihren Sohn nicht sogleich vermißt. Die tröstenden Gespräche des Einsiedlers hatten ihre Aufmerksamkeit von ihm abgezogen. Endlich sah sie sich nach ihm um, und fragte ängstlich: Wo ist Engelbert? — Er wird draußen im Grünen umher wandeln, oder im Schatten eines Baumes ausruhen, sagte der Klausner. Adeline schoß wie beflügelt zur Zelle hinaus, suchte den Knaben überall mit ihren Augen, und konnte nichts von ihm entdecken. In dem ganzen weiten Thale erblickte sie keinen Engelbert. Sie rief ihn mit ängstlicher Stimme bey seinem Nahmen, und er antwortete nicht. Sie lief mit gerungenen Händen bis an den Saum des Waldes, und schrie mit verstärkter Stimme: Engelbert! Engelbert! und das Echo wiederhohlte bloß: Engelbert! Nun stürzte sie kraftlos zur Erde,

schlug sich mit geballten Fäusten die mütterliche Brust, die von innen noch weit gewaltiger klopfte, und krümmte sich gleich dem zertretenen Wurme im Grase. Der Einsiedler eilte herbey, aber all sein Zureden war vergebens. Eine volle Stunde kämpfte sie mit der Verzweiflung. Endlich versiegten ihre Kräfte; sie sank in einen Todesschlummer, in dem der mitleidige Alte sie liegen ließ, weil er sie des Gefühls ihres Elendes beraubte.

Als sie nach einigen Stunden wieder erwachte, folgte sie dem Klausner mit wankendem Schritte und halbgeschlossenen Augen in seine Zelle. Sie sprach nicht, sie seufzte nicht, sie hörte nicht. Reimund leitete sie nach seinem Lager von dürrem Laub, und hohlte ihr einen Trunk Wassers, allein sie biß die Zähne zusammen, und stieß ihm die Schale aus der Hand.

In diesem Augenblicke öffnete Engelbert am Arme seines Vaters die Thür der Klause. Adeline sah sie starr an, fuhr auf ihrem Lager empor, und schrie mit wilder Stimme: Hier sind sie beyde; sie kommen mich abzuhohlen in die Wohnungen der Todten. Wie blaß, wie eingefallen der arme Berthold aussieht! das macht, er lag schon länger im Grabe als

sein Liebling; holder Knabe, noch als Leiche blühen Rosen auf deiner Wange. Berthold lief auf sie zu: Adeline, meine Adeline, ich lebe, wir leben beyde; Engelbert ist mein Retter! Engelbert ergriff die kalte Hand seiner Mutter, und erwärmte sie mit unzählbaren Küssen. Lange lag Adeline in den Armen ihres Gatten und ihres Sohnes, ehe ihre Sinne wiederkehrten, dann aber, o dann hatte sie nur eine Empfindung, und diese war der höchste Triumph der ehelichen und mütterlichen Liebe. Sie verschlang ihren Gatten und ihren Sohn mit ihren Blicken. Ihr Mund konnte nur lächeln, indeß die Thränen der Wonne über ihre Wangen rieselten. Um ihre zuckenden Nerven abzuspannen, erzählte ihr Berthold, wiewohl mit all der Schonung, die ihr Zustand erforderte, die Geschichte seiner Gefangenschaft, und Engelbert mußte die Geschichte seiner Befreyung beyfügen. Adeline hörte mit gefalteten Händen zu, als ob ein Herold Gottes ihr ein Fest-Evangelium vorläse. Die Ankunft eines Pilgers, der den frommen Zirkel um ein Almosen ansprach, riß sie aus ihrer Entzückung. Adeline reichte ihm ein Goldstück. Reimund fragte ihn, wo er herkäme.

Aus Zürich, war die Antwort. Was bringt ihr Neues? O Neues genug, erwiederte der Waller. Vorgestern griffen vier Räuber in Pilgerskleidern hinter Lenzburg drey reisende Kaufleute an. Die Männer aber wehrten sich tapfer, und die Mörder wurden alle vier erschlagen. Heiliger Gott, das sind . . . rief Berthold, und unterbrach sich plötzlich. Als aber der Pilger weg war, sprach er zum Siedler: Das sind die Mörder, die mich gefangen hielten; sie verließen die Höhle als Pilger verkleidet, und verbargen ihre Dolche in ihren weiten Aermeln. Ehrwürdiger Vater, die Bösewichter haben einen großen Schatz in ihrer unterirdischen Kluft, und ich allein und mein Sohn wissen sie zu finden. Rathet mir, was ist damit anzufangen? Der Einsiedler besann sich eine Weile, dann sagte er zum Ritter: Die Räuber haben Euch Eure Burg verbrannt, und Euch in Bande gelegt. Euch gehört daher von dem Schatze, dessen wahre Eigenthümer ohnehin mehreren Theils todt seyn müssen, so viel zum voraus, als ihr braucht, um Eure Burg wieder aufzubauen. Den Rest mögt Ihr in zwey gleiche Theile sondern; die eine Halbscheide gebühret Euch für Eure aus-

gestandene Leiden: aus der andern wollen wir, wenns Euch recht ist, ein Gotteshaus bauen für hülflose Waisen und arme Witwen, das wird besser seyn, als wenn wir den Schatz dem Kaiser anzeigen, der ihn für sich behalten, und seine Schranzen und Söldner damit bezahlen würde.

Berthold ließ sich den Rath des Klausners gefallen. Die Räuberhöhle ward am folgenden Tage ausgeleert. Reimund übernahm den Bau des Gotteshauses, und Berthold kehrte mit Adelinen und seinem Sohne auf Wildeck zurück, wo ihre Kinder sie mit dem Jubel der Unschuld empfingen. Am Sanct-Peters-Feste des folgenden Jahres wurde das Gotteshaus und die Burg von dem frommen Einsiedler eingeweiht, und Adeline speisete und tränkte an diesem Tage alle Armen des Gaues. Ueber die große Pforte ließ Berthold einen Fuchs am Fuße einer Eiche in Stein aushauen, und seine Enkel erzählten die Geschichte ihres Ahnherrn jedem fahrenden Ritter, der unter ihrem gastfreyen Dache einkehrte.

Joel und Heman.

Es begab sich zu der Zeit, da Ehud Richter in Israel war, daß der kleine Joel, der Sohn Hemans, mit der Sonne aufstand, um am Fuße des Tabors heilsame Kräuter zu suchen, für seinen Vater, der krank lag an der zehrenden Seuche. Hemann war fromm und arm: eine Wasserfluth hatte ihm seine Herde ersäuft, bis auf eine einzige Ziege, die ihn ernährte, indeß sein Sohn von den Wurzeln des Feldes lebte. Da nun der Knabe, ehe der Morgenthau fiel, seine Kräuter sammelte, hörte er plötzlich ein Geräusch über seinem Haupte, und als er seine Augen aufhob, sah er einen Habicht, der eine Ringeltaube verfolgte, die halbtodt herunter stürzte zu seinen Füßen. Joel haschte sie, und sagte bey sich selbst: diesen Vogel will ich meinem Vater zum Mahle zubereiten, auf daß er esse und sich labe, ehe dann er sterbe. Die Ringeltaube aber sah den Knaben traurig an, und schien ihm zu sagen: wie, auch du willst mich tödten? Da jammerte

der arme Vogel den Knaben, und er sprach zu ihm: nein, dein Retter, und nicht dein Mörder will ich seyn. Der Herr, der unsere Väter mit Wachteln speisete in der Wüste, wird auch meinen Vater erquicken. Und der Knabe ließ die Ringeltaube los, und als sie empor flog aus seiner Hand, siehe! da schwebte ein lieblicher Jüngling vor ihm, schön wie Adam, als er hervor ging aus der Hand seines Erschaffers. Sein Antlitz glänzte wie die Sonne, sein Gewand war weiß, wie der Schnee, und ein goldener Gürtel umzingelte seine Lenden. Heil dir, sprach er zum Knaben, daß du Barmherzigkeit gethan hast an dem Vogel. Ich bin einer von den sieben Geistern, die vor dem Throne Gottes stehen, und wurde herab gesandt, Dein Herz zu prüfen. Zieh hin im Frieden; ein schöner Lohn wartet auf dich. Joel fiel auf seine Knie und bethete an, aber der Geist verschwand vor seinen Augen. Da machte der Knabe sich auf, und hüpfte fröhlich mit einem Bund Kräuter in der Hand nach der väterlichen Hütte. Als er aber den Hügel hinan stieg, auf den die Hütte gebaut war, siehe! da kam ihm sein Vater mit rüstigen Schritten entgegen, und sprach

zu ihm: freue dich mit mir, mein Sohn, denn ich habe Gnade gefunden vor dem Herrn, und er hat seinen Engel gesandt, daß er mich gesund machte. Um die zweyte Stunde saß ich auf meinem Lager, und lechzte nach Athem. Da trat ein fremder Wanderer in meine Hütte. Sein Bart reichte bis an seinen Gürtel, und hundert Winter schienen auf seinem grauen Scheitel zu ruhen. Aber sein Auge blitzte wie der Morgenstern, und seine Stirn glich einer marmornen Tafel, auf der geschrieben stand: Friede. Sey mir gegrüßt, sprach er zu mir, und reichte mir seine Rechte. Kannst du mir keine Labung reichen? Mein letzter Becher mit Milch stand neben meinem Lager, ich gab ihm den Becher und sprach: Hier, Vater, nimm hin und trinke, der Gott Israels weiß, daß ich dir sonst nichts geben kann. Da nahm er den Becher aus meiner Hand, und zog aus seinem Busen ein Fläschlein von lauterem Golde, und goß daraus sieben Tropfen wohlriechend wie Balsam aus Gilead in den Becher. Trinke du, sprach er, indem er den Becher mir reichte, mich durstet nicht mehr, dein guter Wille hat mich gelabet. Trinke, mein Sohn, im Nahmen dessen, der Leben gibt seinen Ge-

schöpfen. Ich gehorchte seinem Befehl, und indem ich trank, ward es mir dunkel vor den Augen, und ich fühlte, daß ich zurück sank auf mein Lager. Als ich wieder aufwachte aus meinem Schlummer, sah ich den Alten nicht mehr, aber ich spürte ein sanftes Feuer in meinen Adern, und eine neue Kraft in meinen Gebeinen. Verjüngt wie ein Adler stand ich auf, und eilte dir entgegen, um dir zu erzählen, welche große Dinge der Herr an mir gethan hat.

Indem Heman so redete, siehe, da umgab sie eine lichte Wolke, und eine Stimme sprach aus der Wolke; in Joels Ohren war es die Stimme des himmlischen Jünglings, in den Ohren Hemans die Stimme des göttlichen Greises: Der Herr ist barmherzig gegen die Barmherzigen, sprach sie, und sein Segen ruhet auf denen, die da Gutes thun. Nun zerfloß die Wolke, und verbreitete einen Duft, süß, wie Blüthe des Weinstocks. Heman aber und Joel sammelten Steine und bauten dem Herrn einen Altar, auf dem sie ihm jeden Neumond ein Dankopfer von Milch und Honigseim brachten.

Phanuel.

Salomo saß auf dem Stuhl seines Vaters Davids, und hatte dem Herrn ein Haus gebauet, und es eingeweihet im Angesichte von ganz Israel. Zu diesem Feste war auch Phanuel, ein Jüngling, der mit seiner Mutter im Thale Achor wohnte, hinauf gezogen gen Jerusalem, und hatte daselbst angebethet, sieben Tage lang. Als er nun wieder heimkehrte nach seiner Hütte, überfiel ihn der Abend in dem Haine bey Jericho, und er setzte sich, von der Hitze des Tages und der Mattigkeit erschöpft, unter einen Palmbaum, der am Fußwege stand. Er dachte an seine Mutter, und an den Mangel, der unter ihrem Dache wohnte, und sprach bey sich selbst: Gold und Silber ist in Jerusalem so gemein, als die Steine auf den Gassen; Ueberfluß und Wohlleben herrschen in seinen Mauern, und ich und meine Mutter vergehen im Elende. So dachte der Jüngling, und eine stille Thräne glitt über seine Wange. Er seufzte, und ein wohlthäti-

ger Schlummer drückte seine feuchten Augenlieder zu, indeß der kühle Abendwind mit seinen schwarzen Locken spielte. So lag er bis um die dritte Nachtwache, und schlief sanfter auf der rauhen Erde, als Salomo auf seinen Matten von Tyrus. Als er seine Augen wieder aufschlug, siehe! da stand vor ihm ein hoher Mann, der mit freundlichen Blicken ihn grüßte. Goldgelbe Locken flossen wie Sonnenstrahlen von seinem Scheitel; seine Augen waren wie Adlersaugen, und sein Gewand war lichtblau und glänzend, wie der mitternächtliche Blitz. Wer bist du, mein Sohn? fragte der Fremde. Herr, ich bin ein armer Waise, der noch keinen Tag müßig ging, und dennoch für sich und seine Mutter selten Brot hat bis auf den folgenden Abend. So antwortete Phanuel, indem er sich aufrichtete, und vor der ehrwürdigen Gestalt sich neigte. Werde mein Diener, erwiederte der Fremde, so sollst du Brots die Fülle haben, und köstlichen Wein und Kleider von Seide. Phanuel antwortete und sprach: Ach Herr! wie kann ich die Mutter verlassen, die mich geboren und gesäuget hat, und die nun bloß von der Arbeit meiner Hände lebet? Willst du

wohl-

wohlthun deinem Knechte, so gib mir ein Almosen, auf daß ich ihr ein Labsal mitbringe von meiner Reise. Der Mann lächelte und sprach: ich habe kein Geld, das die Hand des Künstlers geprägt hat; aber nimm diese Kiesel, und trage sie in die Königsstadt, und frage daselbst nach Korah, dem Hüther des Schatzes, der wird dir sie abkaufen. So sprach der Glänzende, und legte sechs Kiesel in Phanuels rechte Hand, und — entschlüpfte in das Dickicht, ohne daß der Jüngling wußte, wo er hinschwand. Phanuel aber ergriff seinen Stab, und kehrte zurück nach Jerusalem, und fragte nach dem Hause Korah, des Hüthers des königlichen Schatzes. Als nun Korah ihn vor sich ließ, sprach er zu ihm: Herr, man hat mir gesagt, daß du diese Steine von mir kaufen würdest, und ich bin gekommen, sie dir anzubiethen. Korah betrachtete die Steine, und erkannte, daß es rohe Opale waren, so groß, wie er noch keine gesehen hatte. Da ergrimmte er im Geiste, und rief: diese Steine sind mehr als tausend Seckel werth, wem hast du sie entwendet? Phanuel antwortete mit Thränen: so wahr der Herr lebet, ein Unbekannter hat mir sie ge-

schenkt, als ich bey Jericho unter einem Palmbaum ruhete. Korah ließ den Jüngling binden, legte ihn in einen Kerker, ging mit den Steinen zu Salomo, und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte. Da ließ der König den Gefangenen vor sich bringen, und befragte ihn über alles, was ihm begegnet war; und erkannte aus seiner Rede, daß der Unsterblichen einer ihm erschienen seyn mußte, um seine Armuth von ihm wegzunehmen. Binde ihn los, sprach der König zum Schatzmeister, und zahle ihm tausend Seckel, und besetze mit diesen Steinen die Krone meines Hauptes. Der Herr hat mich durch diesen Jüngling erinnert, daß ich aufsuchen soll die Armen in Israel, und ihre Thränen abwischen von ihren Augen. Und Salomo befahl allen seinen Amtleuten, daß sie aufzeichneten die Nothleidenden in seinem Reiche, und er ließ ihnen Arbeit und Brot austheilen, und ein großes Haus bauen für die Siechen und Greise. An dem Tage nun, da der Grund dazu gelegt ward, erschien der Engel des Herrn Salomo im Traume, und redete also zu ihm: So spricht der Herr: Du hast mir einen Tempel erbauet, wie die Welt noch keinen gesehen hat; aber das Haus, das

du den Elenden widmest, ist noch schöner in meinen Augen als das Allerheiligste mit den goldenen Wänden, darein du die Lade meines Bundes gesetzet hast. Und siehe, ich bin der Fremde, der vor drey Monden einem armen Knaben erschien, um dich an die Trübsal deiner Brüder zu erinnern.

Da sandte der König seine Knechte aus in das Thal Achor, und ließ Phanuel zu sich rufen, und sprach zu ihm: Lieber, bleib bey mir in meinem Hause, denn der Gott Israel hat dich auserseben, um durch deinen Mund mit mir zu reden. Da beugte der Jüngling sein Antlitz zur Erde, und antwortete: Herr König, laß deinen Knecht förder wohnen im Thal Achor. Dort habe ich aus dem Golde, daß du mir gegeben hast, Aecker und Wiesen und Weinberge gekauft, und lasse sie bauen durch meine armen Nachbarn, und theile mit ihnen die Früchte ihrer Arbeit. Da befahl der König, dem Jüngling ein Feyerkleid anzulegen, und ließ ihn von sich, und sprach zu den Gewaltigen, die um seinen Thron standen: Phanuel ist weiser als ich; sein frommes Herz hat ihm eingegeben, was der Herr durch einen Engel mir befehlen mußte.

Mathilde.

Eine Schottische Novelle.

Mathilde Douglas ward schon in ihrem zweyten Jahre zur Waise. Ihr Vater fiel an der Seite des tapfern Robert Bruce, der die Engländer aus den Schottischen Gränzen vertrieb, und den Thron seiner Ahnen bestieg, den sein Vorgänger Johann Balink allzu lang entehret hatte. Ihre Mutter, die Zierde ihres Geschlechts, überlebte ihn nur wenige Monden, und übergab auf ihrem Sterbebette die kleine Mathilde der Gemahlinn ihres Bruders, des Grafen Malcolm Dunbar, die sie als eine Schwester liebte. Lady Dunbar hatte keine Kinder, und führte auf der Burg Woodhill, im angenehmen Cluyds-Thale, das Leben einer stillen Dulderinn. Sie erzog ihre Nichte mit mütterlicher Zärtlichkeit, und Mathilde entsprach ihrer Erziehung. Sie öffnete ihr wei-

ches Herz den reinen Gefühlen der Tugend, und verschaffte ihr alle Mittel, die ihr Zeitalter ihr vergönnte, ihren Verstand zu bilden. Doch mehr als der Capellan des Grafen, der ihr Lehrer war, entwickelte die Natur ihre Talente, und der sechsmonathliche Unterricht eines Harfners war hinreichend, sie zur Nebenbuhlerinn ihres Lehrmeisters zu machen.

Oft sah ihre Muhme sie mit stillem Wohlgefallen an, und sagte dann bey sich selbst mit einer Thräne im Auge: Holde Blume, möge doch nie ein unreiner Hauch dich vergiften! In der That glich das Mädchen einer aufblühenden Tochter des Frühlings; sie war mit allen Reitzen der Jugend geschmückt, und ihre Seele war ihrer paradiesischen Wohnung würdig. Heiterkeit und innige Herzensgüte strahlten aus ihrem saphyrblauen Auge, der Purpur der Sammetrose färbte ihre Wangen, und auf ihrer offenen Stirn thronte in stiller Majestät die heilige Unschuld.

Sie hatte ihr sechzehntes Jahr zurück gelegt, als sie ihre zweyte Mutter verlor, und nun ganz der Pflege ihres Oheims überlassen war, der sich bisher wenig um sie bekümmert hatte. Dieser vergaß über den Reitzen seiner

Nichte gar bald den Verlust seiner Gemahlinn, die er schon lange nicht mehr liebte, und nie zu schätzen wußte. Er war wollüstig und geitzig; Mathilde war nicht nur die schönste, sondern auch die reichste Erbinn der Gegend.

Malcolm zählte nicht viel über vierzig Jahre; sein Reichthum machte ihn stolz, und seine vortheilhafte Gestalt machte ihn eitel. Mathilde hatte ihre bisherigen Tage in der strengsten Einsamkeit verlebt: das allmächtige Gefühl der Liebe schlummerte noch in ihrem Busen. Der Graf hoffte es darin aufzuwecken, und zu einer Zeit, da Gold und Ansehen bey dem Statthalter Christi alles vermochten, war er gewiß, die Erlaubniß zu dieser Heirath ohne Schwierigkeit zu erhalten. Er betrog sich: Mathilde kannte zwar die Liebe noch nicht, allein sie kannte ihren Liebhaber. Sie hatte mehr als ein Mahl die verstohlenen Thränen ihrer Muhme gesehen: mehr als ein Mahl ihre erstickten Seufzer gehört. Die strafbare Vertraulichkeit, worin der Graf mit einer ihrer Zofen lebte, und der unverschämte Trotz der Dirne hatten den Tod des gefühlvollen Weibes beschleunigt, und manchen Auftritt veran-

laßt, der Mathilden nicht ganz verborgen bleiben konnte.

Als Malcolm sah, daß sein schmeichlerisches Benehmen und die Juwelen, die er seiner Nichte aus der Verlassenschaft seiner Gemahlinn schenkte, ihm nichts als einen unbefangenen, ehrerbiethigen Dank zuwege brachten, und sie seine Absichten nicht einmahl ahnden ließen, beschloß er sein Stillschweigen zu brechen, und ohne ihr Herz nach den Regeln zu belagern, ihr geradezu seine Hand anzubiethen.

Dieses geschah an einem Sommerabend, da Mathilde, noch voll von dem Andenken ihrer Pflegemutter, in einer dunkeln Laube den Elegien der Nachtigallen zuhörte, deren Accente so ganz mit der Stimmung ihres Herzens zusammen trafen, Malcolm setzte sich neben sie: es ist Zeit, Mathilde, sprach er, indem er sie bey der Hand faßte, daß ich mich mit Deiner Versorgung beschäftige. Du verdienest einen Gemahl, dessen Charakter, Stand und Vermögen fähig sind, Dein Glück zu versichern. Dieses kann kein flüchtiger Jüngling, der Dich heute zum Altar führen, und morgen einer Buhlerinn aufopfern, oder wohl gar

das Erbe Deiner Aeltern im Getümmel des Hofes verprassen wird. Ich bestimme Dir einen Gemahl, der über die Flitterjahre hinaus, aber selbst für eine Braut von Deinem Alter noch blühend genug ist, dessen Nahmen dem Deinigen einen neuen Glanz geben, und dessen Reichthum Dich in den Stand setzen wird, diesen Glanz zu behaupten. Ich will Deiner Einbildungskraft die Mühe ersparen, diesen Mann aufzusuchen, wäre Dein Herz nicht zu neu, so würde ich nicht nöthig haben, Dir Deinen Oheim zu nennen.

Das gute Mädchen wußte auf diese Rede nichts zu antworten; stumm und schamroth blickte sie ihn mit ihren großen Augen an, darin aber der Graf nichts als ihr Erstaunen lesen konnte. Mein Antrag überrascht Dich, sagte er endlich mit gezwungener Freundlichkeit; wohlan, Mathilde, ich verreise auf einige Tage nach Edinburgh, bis zu meiner Rückkunft wirst Du Zeit haben, ich will nicht sagen, Dich zu bedenken, sondern Dich von Deiner Verwirrung zu erhohlen; denn ich halte Dich für zu vernünftig und für zu wohlerzogen, um die Ehre, Lady Dunbar zu werden, von Dir zu stoßen.

Malcolm verreisete wirklich am folgenden Tage, ohne Mathilden zu sehen, welche die ganze Nacht kein Auge schloß, und kaum eingeschlummert war, als er ihr Mädchen fragte: ob sie aufgestanden sey? Brigitte antwortete ihm, daß sie noch schlafe, und Malcolm hatte vor der Hand noch die Gefälligkeit, ihre Ruhe nicht zu stören. Diese Brigitte war ein angenehmes, gutartiges Geschöpf, das Lady Dunbar schon in seinem zwölften Jahre ihrer damahls achtjährigen Pflegetochter mehr zur Gespielinn als zur Aufwärterinn unter den Kindern ihres Clans auserlesen hatte. Als sie erwachsen war, stach ihr munteres Wesen, und vornehmlich ihr glattes Gesicht dem reitzbaren Malcolm ins Auge, der ihrer Unschuld manchen Fallstrick legte, aber immer seines Zieles verfehlte. Aus Liebe gegen Mathilden und aus Ehrfurcht gegen ihre Wohlthäterinn hatte sie dazu geschwiegen, und nun, da der Graf sich mit Heirathsentwürfen beschäftigte, ließ er einstweilen von ihr ab, weil er glaubte, daß ihm diese Beute ohnehin nicht entgehen würde.

Brigitte hatte Mathilden häufige Beweise einer festen Treue und einer zärtlichen

Anhänglichkeit gegeben, und diese, welche das Bedürfniß fühlte, ihr Herz zu erleichtern, würde auch dann, wenn sie eine andere Freundinn gehabt hätte, das biedere Mädchen zu ihrer Vertrauten gewählt haben. Brigitte hörte sie mit stiller Aufmerksamkeit an, und als Mathilde mit den Worten schloß: ich weiß nicht warum? allein ich werde nie meinen Oheim als meinen Gatten lieben können, so traten ihr die Thränen in die Augen. Sie ergriff die Hand ihrer Gebietherinn, die sie an ihren Busen drückte: aber ich, sagte sie, ich weiß warum? weil er nicht würdig ist, Euer Gatte zu werden. Nun erzählte sie ihr die Nachstellungen, die sie schon bey Lebzeiten seiner Gemahlinn von dem niederträchtigen Wollüstling zu erdulden hatte, und bestärkte dadurch Mathilden in ihrem Entschlusse, sich der Heirath mit einem solchen Mann aus allen Kräften zu widersetzen.

Malcolm kam von seiner Reise zurück, und fragte des folgenden Tages Mathilden um ihre Entschließung. Blaß und schüchtern stand sie vor ihm, und antwortete mit leiser Stimme: ich habe mich von Kindheit auf zu sehr gewöhnt, Euch als meinen Vater zu

verehren, daß es mir unmöglich seyn wird, Euch als meinen Gemahl zu betrachten. Vergebt mir meine Offenherzigkeit, Mylord, ich kann nicht heucheln, vielleicht bin ich noch zu jung und zu unerfahren, um die Ehre zu schätzen, die Ihr mir anbiethet. Mathilde hatte Zeit gehabt, ihre Antwort vorzubereiten, und mit ihrer Freundinn zu verabreden; sonst würde sie ihr nicht so leicht vom Munde geflossen seyn.

Malcolm, dessen Blut eine übermäßige Dosis Brennstoff enthielt, bemühte sich vergebens, seinen Zorn zu ersticken. Der schlaue Liebhaber verschwand, und machte dem beleidigten Despoten Platz. Sein Gesicht glühete, seine Lippen zitterten, und er konnte mit Mühe die Worte hervor stammeln: umsonst, Mathilde, suchst du mich zu bereden, daß Du noch ein Kind bist; vor mir kann Deine Widerspänstigkeit sich hinter diesen Mantel nicht verbergen. Nur als meine Gemahlinn kannst Du fortfahren, auf meinem Schlosse zu leben, und wenn Du meine Hand ausschlägst, so können nur die engen Mauern eines Klosters mir für die Unbesonnenheiten bürgen, die Dein Leichtsinn mich erwarten läßt. Bedenke es

wohl, Mathilde, es wird Dir nicht so leicht seyn, die Riegel Deines Gefängnisses zu sprengen, als es Dir jetzt leicht ist, das Glück zu ergreifen, das ich Dir anbiethe. Indessen will ich Dich nicht überraschen, setzte er in einem sanftern Tone hinzu, ich gebe Dir noch einen Monath Frist, alsdann aber wird Deine Antwort Dein Schicksal unwiderruflich entscheiden. Er schwieg; Mathilde schwieg auch, und nachdem er sie einige Minuten an ihrem Schrecken geweidet hatte, verließ er sie mit hastigen Schritten.

Das arme Mädchen brauchte keine Krankheit vorzuschützen, um einige Tage das Zimmer zu hüthen. Die Drohungen ihres Oheims hatten sie so gewaltig erschüttert, daß sie außer Stand war, ihre Glieder zu regen, und da Malcolm diese Krise für nöthig hielt, um ihre Cur zu bewirken, so ließ er sich durch ihre Unpäßlichkeit wenig anfechten. Doch die Natur und die treue Brigitte ersetzten ihr den Mangel eines Arztes, und wenn sie fortfuhr in der Einsamkeit zu bleiben, so geschah es, um den Anblick eines Mannes zu vermeiden, dessen bloßes Bild sie mit Schrecken erfüllte, und nun sich mit ihrer Freun-

dinn über die Mittel zu berathschlagen, seiner Rache auszuweichen. Die Erzählung, welche ihre Muhme ihr von einer Base gemacht hatte, die als ein Schlachtopfer des Geitzes einer Stiefmutter in einem Kloster verschmachten mußte, mahlte ihr diese Freystätte der verfolgten Unschuld als ein Vorgemach der Hölle, und da sie wußte, daß die Habsucht ihres Oheims kein Verbrechen scheuen würde, um sich ihrer Güter zu bemächtigen, so ließ ihr die Verzweiflung keine andere Wahl übrig, als durch eine schleunige Flucht der Boßheit ihres Tyrannen auszuweichen.

Allein wie und wohin sollte sie fliehen? wo sollte sie die Mittel hernehmen, unter einem fremden Dache sich und die Gefährtinn ihres Schicksals vor dem Mangel zu schützen? Diese letzte Schwierigkeit war am leichtesten zu heben. Mathilde hatte sich einige hundert Kronen zurück gelegt, die sie bisher bloß zu Wohlthaten anwandte, und im Nothfalle konnten ihre Juwelen ihr eine mehr als hinreichende Unterstützung verschaffen. Weit schwerer war es, einen Winkel auszufinden, der sie vor den Nachsuchungen ihres Oheims verbergen konnte, dem ihre Entweichung einen

erwünschten Vorwand an die Hand geben würde, sie in das gefürchtete Kloster zu verschließen.

Brigitte allein wußte diesen Knoten zu lösen. Der Pfarrer des Kirchspiels hatte einen Neffen bey sich, den er erzogen und in den Stand gesetzt hatte, einen kleinen Handel zu treiben. Seine Geschäfte nöthigten ihn, öftere Reisen nach Glasgow zu unternehmen, wo er die Waaren einkaufte, die er in den umliegenden Ortschaften mit Vortheil absetzte. Arthur, so hieß der junge Mann, kam beynahe täglich auf das herrschaftliche Schloß, das er mit Gewürz und andern Bedürfnissen versah, und hatte schon seit einem Jahre eine Neigung zu Brigitten gefaßt, welche diese nur darum zu krönen verschob, weil es ihr unmöglich war, ihre gute Gebietherinn zu verlassen. Brigitte versprach sich alles von seiner Liebe, und da sie nicht ohne Grund vermuthete, daß das Haus ihrer Aeltern dem Fräulein keinen sichern Zufluchtsort gewähren würde, so ward unter den beyden Freundinnen beschlossen, ihn zu ihrem geheimen Agenten zu machen.

Brigitte unternahm die Unterhandlung; es verstrichen aber mehrere Tage, ehe sie Gelegenheit fand, ihn zu sprechen. Arthur besann sich keinen Augenblick, eine Unternehmung zu befördern, die er für ein frommes Nothwerk hielt und deren glücklicher Ausschlag ihm die Erfüllung seiner Wünsche verbürgte. Ich habe, sagte er zu ihr, in der Grafschaft Argyl eine Base, welche die Witwe eines wohlhabenden Pächters ist; bey dieser werdet ihr unentdeckt leben und durch mich von Zeit zu Zeit von allem, was vorgeht, Bothschaft erhalten können. Ich reise morgen in jene Gegend, und ehe acht Tage vergehen, hoffe ich mit guten Nachrichten zurück zu kommen. Brigitte empfahl ihm die strengste Verschwiegenheit, selbst gegen seine Base, welche den Stand und Nahmen des Fräuleins nicht erfahren, sondern es für ihre jüngste Schwester halten sollte. Arthur versprach alles, er las seine künftige Belohnung in den Augen seiner Geliebten, und diese both ihm zum ersten Mahle die Wange dar, als er sich von ihr beurlaubte.

Mathilde fiel ihrer Freundinn um den Hals, als sie ihr von ihrem Geschäfte Bericht

abstattete, und sah Arthurs Zurückkunft mit jener erquickenden Ungeduld entgegen, mit welcher die trauernde Seele das Ende ihrer Leiden ahndet. Diese Hoffnung und die Besorgniß, durch eine längere Vermeidung ihres Oheims ein Mißtrauen bey ihm zu erwecken, gaben ihr den Muth, ihr Zimmer zu verlassen und mit unbewölkter Stirn vor ihm zu erscheinen. Zum ersten Mahl in ihrem Leben zwang sich das arglose Mädchen zur Verstellung, und ihr Versuch gelang ihr so gut, daß Malcolm anfing, sich Glück zu wünschen, daß er ihr Zeit zur Ueberlegung gelassen hatte. Je näher der Tag kam, an dem sie Arthurs Rückkehr erwartete, je heiterer ward ihr Gemüth, und nur selten kam es ihr in den Sinn, daß zu gleicher Zeit der Augenblick sich näherte, den ihr Oheim zur Entscheidung ihres Schicksals anberaumt hatte.

Eine Woche war bereits verstrichen, als dieser ihr einen Spaziergang in das Lustwäldchen vorschlug, das den Hügel umschattete, auf welchem seine Burg ihre schwarzen Zinnen erhob. Auf einmahl sahen sie einige Reiter in die Allee einlenken, die nach der Fallbrücke führte. Malcolm ging ihnen mit seiner

Nichte

Nichte entgegen. Himmel! es ist der König, sagte er, indem er sich der kleinen Gesellschaft näherte. Er betrog sich nicht; es war Robert, der seit dem hergestellten Frieden von Zeit zu Zeit das Land bereisete, und sich dann bey den Edeln seines Reiches zu einem unvorbereiteten Mahle einlud. Ein Kleeblatt fahrender Ritter spricht Euch um das Gastrecht an, sagte er zu dem verlegenen Malcolm, indem er ihn mit der offenen Freundlichkeit des Helden grüßte. In der That hatte er nur zwey Gefährten bey sich, und ein Paar Edelknechte, die ihm in einiger Entfernung folgten. Ist dieses Euere Tochter, Mylord, fuhr er fort, indem er Mathilden erblickte, welche mit der schüchternen Anmuth einer jungen Grazie, die noch nicht weiß, daß sie eine Grazie ist, sich vor ihm neigte? Es ist meine Nichte, Sire, antwortete Malcolm, die hinterlassene Tochter meines Schwagers Douglas. Die Tochter meines unvergeßlichen Freundes, unterbrach ihn der König; kommt, Miß, ich lasse mir von niemanden das Recht nehmen, Euch die Hand zu biethen. Bey diesen Worten sprang er vom Pferde, reichte Mathilden

seinen Arm, und führte sie, von der Gesellschaft begleitet, nach dem Schlosse.

Robert kannte seinen Wirth nicht ganz, aber doch genug, um keine besondere Hochachtung für ihn zu tragen. Auch würde er nicht bey ihm eingekehrt seyn, wenn er nicht gehofft hätte, einen Rechtsstreit beyzulegen, der schon mehrere Jahre zwischen Malcolm und dem verstorbenen Grafen Argyl obwaltete, den Robert bey seinen Lebzeiten als einen Vater verehrte, und bey dessen hinterlassenem Sohne er nun Vaterstelle vertrat.

Kaum kamen die erlauchten Gäste auf der Burg an, so entfernte sich Mathilde, um nach der alten Sitte des Landes die Tafel zu besorgen, indeß Robert und seine Gefährten sich mit ihrem Oheim über die Vorfälle des letzten Krieges und über die Angelegenheiten des Reiches besprachen. Man setzte sich an die Tafel, wo das reitzende Mädchen die Rolle der Hauswirthinn übernahm, und dieses Amt mit einem Anstande und mit einer Geschicklichkeit verrichtete, welche die Gesellschaft und besonders den König bezauberten. Beym Nachtische fragte er sie, ob die Harfe, die an der Wand hing, ihr zugehöre? Ja, Sire, ant-

wortete sie, indem sie ihren Oheim ansah, der ihr nicht ganz gutwillig einen Wink gab, welcher mehr eine Erlaubniß als eine Aufforderung zu seyn schien, sich hören zu lassen. Sie ergriff das Saitenspiel und sang darein mit einer süßen, kunstlosen Stimme einige von Ossians unsterblichen Liedern, welche ihre Muhme sie nicht nur singen, sondern auch fühlen gelehrt hatte. Alle Herzen schmolzen bey der himmlischen Melodie ihrer Kehle, und als sie sich bey aufgehobener Tafel entfernte, sagte der König zu Malcolm: Mylord, Euere Nichte ist ein verborgenes Kleinod, mit dem ich meinen Hof schmücken will. Meine Gemahlinn wird sich freuen, ihre Jugendgespielinn Douglas in ihrer Tochter wieder aufleben zu sehen. Bey Eurer nächsten Reise nach Edinburgh bitte ich Euch, sie mitzubringen. Ich habe einen Einfall, den die Zeit reifen wird, und von dem wir alsdann sprechen wollen.

Malcolm antwortete mit einer gezwungenen Verbeugung, und jetzt äußerte der König den Wunsch, seinen Rechtsstreit mit dem jungen Lord Argyl zu vergleichen. Ich bin sein Vormund, sprach er, und hoffe, Ihr werdet meine Vermittelung annehmen. In drey

Tagen komme ich nach Edinburgh, wo ich Euch erwarte; Euere Billigkeit wird mir mein Amt nicht schwer machen.

Der geitzige Malcolm konnte seine Verwirrung bey diesem Antrage nicht verbergen, er brummte einige hirnlose Beschwerden über das Unrecht seines Gegners, und versprach in einem kalten Tone, der Vorladung zu gehorchen. Weit minder mit dem Oheim als mit der Nichte zufrieden, verließ Robert die Burg, und vergaß über seinem Unmuthe Mathilden, der er beym Abschiede freundlich die Hand drückte, seine Einladung zu wiederhohlen.

Nun begann Malcolm wieder frey zu athmen, und so unangenehm es war, daß Mathilde die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen hatte, so unterließ der verschmitzte Heuchler doch nicht, sie wegen ihres Benehmens zu loben. Der Beyfall des Königs hatte ihr zu sehr geschmeichelt, als daß ihr das Lob ihres Oheims jetzt gleichgültig seyn konnte, und die heitere Stimme, womit sie es aufnahm, wurde von ihm als eine günstige Vorbedeutung ausgelegt.

Am Abende vor seiner Abreise sagte er zu

Mathilden: Morgen, mein Kind, muß ich mich auf einige Tage nach Hofe begeben. Mit welcher Freude würde ich bey dem Könige erscheinen, wenn ich ihm und seinen Gefährten meine bevorstehende Vermählung mit eben der liebenswürdigen Mathilde ankündigen könnte, die ihnen so viel Vergnügen gemacht hat. Das gute Mädchen war betreten; es fühlte aber die Wichtigkeit des Augenblickes und die dringende Nothwendigkeit, selbst den Schatten eines Verdachtes zu vermeiden. Die Frist, Mylord, die Ihr mir gestattet habt, ist noch nicht verstrichen, erwiederte sie, und ich bin zu entschuldigen, wenn ich sie bey einer so ernsthaften Angelegenheit nicht abkürze; allein ich hoffe, daß Ihr keine Ursache haben werdet.... Hier stockte sie und ward roth; sie wollte eine Lüge sagen, gegen die ihr frommes Herz sich empörte. Malcolm deutete diese Reticenz zu seinem Vortheile. Ein zündender Blitz fuhr durch seine Seele; schnell, wie der Schlag auf ihn folgt, haschte er das Mädchen in seine Arme, und ohne ihr einen Moment zu lassen, ihr glühendes Gesicht zurück zu ziehen, drückte er ihr einen Kuß auf die jungfräuliche Wange. Himmlisches Mädchen, sagte er, Du hast mir

einen Blick in Dein Herz vergönnt, ich begnüge mich damit; allein wie ewig lang werden mir die Tage meiner Abwesenheit vorkommen! Mathilde entwand sich mit zurück gehaltenem Unwillen seinen Armen. Sie sah zur Erde nieder, und hätte die Leidenschaft Malcolms Augen nicht verblendet, so würde er in ihrer Miene den Schrecken gelesen haben, womit dieser Auftritt ihre Seele erfüllte.

Ihr guter Engel weckte sie aus ihrer Betäubung, welche die Kühnheit des Wollüstlings noch mehr entflammte; sie raffte alle ihre Kraft zusammen, trat mit einer Würde, die den Elenden überraschte, nach der Thür, und in einem Tone, aus dem sie zu ihrem Glücke den sanften Accent der Güte nicht völlig verbannen konnte, wünschte sie ihm eine vergnügte Reise. Sie durchwachte die Nacht unter tausend ängstlichen Gedanken, und erst, als das Stampfen der Rosse ihr den Abzug ihres Oheims ankündigte, legte sich die Unruhe, die ihr Herz beklemmte.

Nun, liebe Freundinn, sagte sie zu Brigitten, als sie in das Zimmer trat, nun ist es Zeit zu fliehen, oder es wird auf immer zu spät! Furcht und Entsetzen fesselten mir

gestern Abends die Sinne. Ich sah Dich nicht, ich sah nur das Bild meines Verfolgers. Sie erzählte ihr die vorgefallene Scene, und Brigitte bedurfte keiner weitern Gründe, um ihrem Entschlusse beyzustimmen. Sie verließ Mathilden, machte sich ein Geschäft bey dem Pfarrer, und beschied ihren Liebhaber an einen abgelegenen Ort, wo sie unbemerkt eine lange Unterredung mit ihm hielt.

Uebermorgen um diese Zeit, sagte sie bey ihrer Rückkunft zu Mathilden, werdet Ihr, wie ich hoffe, nichts mehr von Eurem Oheim zu befürchten haben. Sein Irrthum, der Euch so sehr ängstigte, wird unser Vorhaben begünstigen; denn ich habe wahrgenommen, daß der Burgwart, der bey der vorigen Reise des Grafen alle meine Schritte beobachtete, mir nicht einmahl nachsah, als ich in das Dorf ging, um dem Pfarrer Euer wöchentliches Almosen zu bringen. Morgen Abends wird Arthur eine seiner gewohnten Reisen vorschützen, und uns in der verfallenen Mühle am Waldstrome erwarten. Hier werden wir zwey Pferde nebst der Verkleidung antreffen, worein wir uns wenigstens in den ersten Tagen stecken müssen. Nach Tische wird er mit

allerhand Waaren auf die Burg kommen, die er Euch verkaufen und dagegen Euer Gepäcke mit sich nehmen wird.

Zärtlicher ward nie eine Schwester umarmt, als Mathilde ihre treue Brigitte umarmte. Beyde vereinigten sich, um in der Stille ihre nothwendigsten Geräthschaften zusammen zu packen, und gegen Abend erschien Arthur mit einem Kober auf dem Schlosse. Er wies dem Burgwart die darin enthaltenen Sachen und ließ sich bey dem Fräulein anmelden. Er ward vorgelassen, die Waare zurück behalten und der Kober mit dem Reisegeräthe angefüllt. Ich werde mich vor Tagesanbruch nach Glasgow auf den Weg machen, sprach Arthur, und alle zu Euerer Reise nöthigen Dinge einkaufen, mit welchen ich Euch übermorgen früh erwarten will. Ein Spaziergang nach dem Lustwäldchen, aus welchem ein Fußsteig auf unsern Sammelplatz führt, wird allen Verdacht einer Flucht von Euch entfernen. Mathilde stellte dem jungen Manne hundert Kronen zu, um den Ankauf der Pferde und Kleider zu bestreiten. Euere Belohnung, setzte sie hinzu, überlasse ich meiner Brigitte, bis ich in den Stand komme, Euch mei-

ne Dankbarkeit zu bezeigen. Die beyden Freundinnen brachten den folgenden Tag unter allerhand häuslichen Beschäftigungen zu, und als die aufgehende Sonne ihnen die Stunde ankündigte, welche ihre Fesseln brechen sollte, verließen sie mit muthiger Zuversicht die melancholische Burg. Indem sie über den Hof hinwandelten, rief das Fräulein so laut, daß der Wächter es hören konnte, der Haushälterinn zu: guten Morgen, Sally, das Wetter ist so schön, daß ich Lust habe, auf der Melkerey im Thale zu frühstücken, und wenn die Hitze nicht zu groß wird, so kommen wir schwerlich vor der Mittagszeit zurück.

Das Fräulein hatte diesen Meierhof ihres Oheims schon mehrmahls, besonders in Gesellschaft ihrer Muhme, besucht, und der Burgwart hatte dieses Mahl keinen Befehl, ihre Schritte zu belauschen. So lange die beyden Pilgerinnen bemerkt werden konnten, durchstrichen sie mit nachlässiger Langsamkeit die breiten Gänge des Wäldchens; als sie aber das Thal erreicht hatten, das der brausende Waldstrom bewässerte, folgten sie seinem Laufe, ließen die Melkerey seitwärts liegen, und langten nach einer Stunde bey der Mühle an, hin-

ter deren Ruinen Arthur sie bereits mit den Pferden erwartete.

Er übergab ihnen die mitgebrachten Kleider, und Brigitte eilte damit in einen Stall, den die verheerende Fluth verschonet hatte. In wenig Minuten trat sie, als ein junger Bursche angethan, und mit einem zugespitzten runden Hute bedeckt, vor ihre Gebietherinn, die ihr in das nähmliche Putzgemach folgte, und sich von ihr umkleiden ließ. Um sich vollends unkenntlich zu machen, hatte die sinnreiche Zofe Hülsen von frisch erhaltenen wälschen Nüssen mitgenommen; sie wurden zerschnitten, mit Wasser vermischt, und die daraus entstehende braune Schminke gab den beyden Pilgerinnen, wo nicht eine männliche, doch wenigstens eine minder weibliche Miene, und Arthur versicherte, daß, wenn sie ihm in dieser Verwandlung erschienen wären, er sie eher für ein Paar fahrende Schüler als für Töchter Evens gehalten hätte. Ihre weibliche Kleidung wurde dem übrigen Gepäcke beygefügt, und nachdem die Gesellschaft ein kaltes Frühstück, das ihr Führer aus seinem Reisesacke hervor hohlte, genossen, und sich an einer frischen Quelle gelabet hatte, wurde die Reise mit größter Eil-

fertigkeit fortgesetzt. Beyde Dirnen waren des Reitens gewohnt, oder besser zu sagen, sie kannten nach der Sitte des Landes keine andere Art zu reisen. Nach einem mühsamen Zuge, auf welchem Arthur sie meist durch Wälder und Nebenwege führte, langten sie glücklich bey einer einsamen Capelle an, wo er ihnen vorschlug, die Nacht zuzubringen.

Sie waren nur noch vier Meilen von dem Meierhofe seiner Base entfernt, und da sie nun ihr Geschlecht wieder annehmen sollten, so konnten sie keinen bequemern Ort zu ihrer Umkleidung wählen. Sie hatten unter Weges Zeit gehabt, ihre Rollen zu verabreden, und Arthur hatte keine Mühe, bey der guten, arglosen Witwe seine beyden Gefährtinnen für seine zwey jüngsten Schwestern auszugeben, die nach dem Tode ihrer Mutter ihr Brot in einer Stadt suchen wollten. Könntet Ihr sie brauchen, fuhr er fort, so fände ich für besser, sie blieben bey Euch, und bis sie Euch ihren Unterhalt abverdienen können, läßt mein Oheim, der Pfarrer, Euch wöchentlich zwey Kronen für ihre Kost anbiethen.

Mistriß Gertrud war mit diesem Vorschlage sehr wohl zufrieden, und als der Vet-

ter ihr vollends einen Monath voraus bezahlte, so ward auf der Stelle ein Zicklein geschlachtet, um ihre Gäste nach Gebühr zu bewillkommen. Ueber dem fröhlichen Mahle wurden den beyden Schwestern ihre ökonomischen Rollen ausgetheilt. Brigitte, als die stärkere, sollte das Hauswesen besorgen, und Mathilde der kleinen Baby (so hieß die zehnjährige Tochter der Witwe) die Schafe und Ziegen hüthen helfen. Am dritten Tage verreisete Arthur, wie er sagte, nach Inverneß, und versprach bey seiner Rückkunft wieder zu Greendal, (so hieß der Meierhof) einzukehren, und sich nach seinen Schwestern zu erkundigen. Indessen überließ er ihre Pferde der Witwe, um sie bey ihrem Feldbaue zu gebrauchen. Es ist nöthig, sagte er zum Fräulein in einer geheimen Unterredung, daß ich nach Woodhill zurück kehre, um die Bewegungen auszuspähen, welche Eure Flucht veranlassen wird; in zehn bis zwölf Tagen hoffe ich Euch wieder zu sehen. Mathilde wiederhohlte ihm ihre Danksagung, und weigerte sich vergebens, den Rest des Geldes anzunehmen, das sie ihm zur Bewerkstelligung ihrer Flucht zugestellet hatte.

Noch am Tage seiner Abreise traten die zwey angeblichen Schwestern ihre Verrichtungen an. Mathilde in einem weißen hänfenen Kleide, mit einem Strohhute auf dem Kopfe und einem Schäferstabe in ihrer Rechten, übernahm die Aufsicht über die Herde. Sie weidete in einem grasreichen Thale, das in einer Entfernung von zwey bis drey Bogenschüssen sich von dem Meierhofe hinab senkte und von einem Forellenbache bewässert wurde, der sich zwischen blühenden Gebüschen hindurch schlängelte. Die kleine Baby war immer an ihrer Seite, und wenn die Schafe ihrer Nahrung nachgingen, kürzte Mathilde sich die Zeit mit Fischen. Jeden Abend brachte sie einige Forellen mit nach Hause, und Mistriß Gertrud hörte nicht auf, ihren Fleiß und ihre Wachsamkeit zu loben.

An einem Feyertage war sie mit Brigitten und dem kleinen Mädchen zur Kirche gegangen, und hatte Mathilden als Hütherinn zurück gelassen, weil sie, um die Blicke der Neugierigen nicht auf sich zu ziehen, eine leichte Unpäßlichkeit vorgeschützt hatte. Wenn der Bruder Jacob kömmt, sagte Gertrud im Weggehen, so gebt ihm dieses Brot und

diesen Ziegenkäse: es ist eine Gabe, welche der fromme Einsiedler jeden Sonntag bey uns abhohlt. Mathilde saß am Fenster, um die kühle Morgenluft zu athmen, als sie einen großen, ehrwürdigen Mann in einer Mönchskutte den Fußpfad herauf wandeln sah. Ein langer Bart wallte über seine Brust herab, und über die offene Stirn hatte das heran nahende Alter seine ersten Furchen gezogen.

Als Mathilde ihn erblickte, eilte sie an die Thür, um ihn zu empfangen. Heilige Jungfrau! rief der Eremit, indem er zurück bebte: sie ist es. Bey diesen Worten fiel er auf die Knie. Ach, Mathilde, Mathilde, nun weiß ich, daß Du versöhnt bist. Gott! laß diesen Augenblick den letzten meines kummervollen Lebens seyn. Blaß und sprachlos stand Mathilde unter der Thür; der Schrecken hatte ihre Sinne gefesselt und alle ihre Glieder versteinert. Vater Jacob lag noch immer auf den Knien. Er sah sie starr an: nein ich betriege mich nicht, fuhr er fort, indem er ein Bildniß aus seinem Busen zog und mit irren Blicken betrachtete; sie ists, es ist Mathilde Douglas, die vollendete, die himmlische Freundinn meiner Seele.

Bey dem Nahmen Douglas verließen Mathilden alle Kräfte: sie sank ohnmächtig auf die Thürschwelle nieder, der Siedler sprang hinzu und hob sie von der Erde. Diese Bewegung rief ihre Lebensgeister zurück. Um des heiligen Kreuzes Willen! ehrwürdiger Vater, lispelte sie ihm mit leiser Stimme zu, verrathet mich nicht, sonst bin ich verloren. Der Mönch sah nun wohl, daß die Gestalt, die er für ein überirdisches Wesen hielt, Fleisch und Bein hatte; allein sein Erstaunen war darum nicht geringer, als der vermeinte Engel, den er Mathilde Douglas nannte, sich diesen Nahmen wirklich zueignete. Welch ein Wunder, welch ein Räthsel! sprach er, heiliger Gott! wer kann es mir lösen? Er schwieg, und Mathilde heftete ihren schüchternen Blick auf seine Lippen. Endlich fuhr er wie aus einem Schlummer auf. Ich Elender, rief er, konnte ich vergessen, daß sie eine Tochter auf dem Schooße hatte!

Deine Mutter, himmlisches Mädchen, war sie nicht eine geborne . . . . . Gräfinn Dunbar, erwiederte das Fräulein, ich war kaum zwey Jahre alt, als sie starb. O ich weiß es, Miß, nur allzu wohl weiß ich es, ver-

setzte der Siedler, und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen. Die göttliche Mathilde starb durch meine Schuld. Das Mädchen schauderte. O hasset mich nicht, verabscheuet mich nicht, holde, theure Miß; jetzt verdiene ich nur Euer Mitleid; Gott hat mir vergeben, Mathilde hat mir vergeben, ihre Tochter — ja, auch sie wird mir vergeben. Ihr sollt alles erfahren, Miß, und mit mir weinen. Allein wie kömmt es, daß ich Euch in dieser Bauerhütte antreffe? redet . . . . . (hier hob er seine Hand auf) ich gelobe Euch bey dem lebendigen Gott die Verschwiegenheit eines Beichtigers.

Mathilde faßte Herz. Der wichtigste Theil ihres Geheimnisses war ihr bereits entwischt; sie entdeckte ihm das übrige mit wenig Worten. Ich kenne Euern Oheim, sagte der Mönch, und wenn er noch ist, was er vor vierzehn Jahren war, als ich die Welt verließ, so habt Ihr mit vieler Schonung von ihm gesprochen. Es ist noch früh, fuhr er fort; Gertrud kann vor einer Stunde nicht zurück kommen, laß uns auf jene Rasenbank sitzen, die der Apfelbaum beschattet. Niemand in der Welt hat mehr Recht als Ihr, meine

Lebensgeschichte zu erfahren. Indem ich sie Euch erzähle, wird mein Herz bluten, und zugleich sich erleichtern. Mathilde folgte dem Eremiten, der ihr die Hand both. Die geheime Furcht, die seine Reden ihr eingeflößt hatten, wurde, so oft sie ihn ansah, durch seine Blicke zerstreuet, in welchen der tiefste Schmerz mit der Gelassenheit des Heiligen sich paarte.

Als ich noch unter den Menschen wohnte, so fing er an, indem er sich die Augen wischte, hieß ich Lord James Hamilton. Ich war der Jugendfreund Eures Vaters; treuer und wärmer können keine Brüder sich lieben. Als Knaben hatten wir unsere Spiele, als Jünglinge unsere Waffenübungen mit einander gemein. Wir zogen zusammen nach London und Paris, wo jeder einen Turnierpreis errang, und wo wir an einem Tage vom Könige den Ritterschlag empfingen.

Als das Vaterland unsers Schwerts bedurfte, fochten wir einander zur Seite, und unser Arm war ihm nicht unnütz. Eine Erbschaftsangelegenheit führte mich nach Frankreich zurück, indeß mein Archibald, zu stolz, einem solchen Könige zu fröhnen, sich auf seine Güter im Cluyds-Thale verbarg. Die

Nachbarschaft machte ihn mit der edlen Mathilde bekannt; die Tugend und die Liebe vereinigten ihre Herzen, und der Segen des Priesters verband ihre Hände.

Indeß mein Freund an der Seite des vollkommensten Weibes, das ich jemahls kannte, das höchste Erdenglück genoß, ward ich am Hofe Philipps in einem Wirbel unedler Zerstreuungen herum getrieben. Mein Herz war eben so gut, aber nicht so stark als das Herz eures Vaters; die Thorheit lockte mich unter ihren hundertfachen Masken, und ach! ich gehorchte ihrer Stimme. Als ich nach Schottland zurück kam, erwachte die Freundschaft in meinem Busen, ich suchte meinen Archibald auf, und fand ihn im Paradiese der Liebe. Mathilde empfing mich als den Busenfreund ihres Gatten, der eines Tages meine Hand in die ihrige legte, und ihr geboth, mich als einen Bruder zu betrachten. Ich Elender, unter eben dem Dache, das der Himmel mir anwies, um in den Schooß der Tugend zurück zu kehren, athmete ich das Gift einer unheiligen Leidenschaft ein. Lange verschloß ich sie in meinem Busen, endlich brach der letzte Damm, den die Ehre meinen stürmischen Trie-

ben entgegen setzte; ich bekannte Mathilden meine Liebe. Sie erblaßte und schlug die Augen nieder; ich faßte ihre Hand, sie zog sie zurück, und mit dem Blicke eines trauernden Schutzengels sagte sie zu mir: Ihr vergesset Euch, Mylord, Ihr entheiligt die Gesetze der Freundschaft; zwingt mich nicht, Euch meine Achtung zu entziehen. Ich verstummte, nie schien ich mir so klein als in diesem feyerlichen Augenblicke. Ich verreisete, aber nach einigen Wochen riß ein unbezwinglicher Zug mich wieder zu ihr hin. Archibald empfing mich als seinen Bruder, und seine Gattinn mit einer zwanglosen Güte, die, statt mich zu demüthigen, meine Leidenschaft noch mehr anfachte.

Mehrere Tage verstrichen, ehe ich Gelegenheit fand, ein Stillschweigen zu brechen, das meine Augen nicht so treu als mein Mund beobachtet hatten. Eines Abends gingen wir unter einem Zirkelgange von Ulmen spazieren, in dessen Mitte eine kleine Capelle, im Geschmacke einer Einsiedeley, stand, welche Archibalds Mutter als ein Dankgelübde für seine Geburt hatte erbauen lassen. Sie war mit Baumrinden bedeckt, und von außen mit Muschelschalen aus der benachbarten See aus-

gelegt, welche allerhand religiöse Sinnbilder vorstellten. Mathilde betrachtete sie mit andächtiger Gefälligkeit, als ihr Gemahl abgerufen wurde. Ich benutzte diesen Augenblick, um ihre Hand, die er fahren ließ, zu ergreifen, und indem ich sie an mein pochendes Herz drückte, ihr das Bekenntniß meiner Flamme zu wiederhohlen. Anstatt mir zu antworten, zog sie mich mit unwiderstehlicher Kraft in die offene Capelle, und ohne sich von mir los zu machen, warf sie vor dem kleinen Altare sich auf die Knie; ihre Majestät schreckte mich nieder. Unwissend, was ich that, folgte ich Mathildens Beyspiele. Die Gewalt der Tugend ist allmächtig: ich glich einem Verbrecher, dem der Arm der Gerechtigkeit den Nacken niederbeugt. Sie hielt meine Hand gefaßt, und hob sie gen Himmel. Du Unsichtbarer! der Du auch hier gegenwärtig bist, empfange den Schwur meines Freundes, der Tugend und der Freundschaft getreu zu seyn, und den ehelichen Frieden seines Bruders und seiner Schwester nie wieder zu stören. Amen! Hier drückte sie mir die bebende Hand, und mein Mund stammelte das Amen ihr nach. Mit eben der Schnelligkeit, womit dieser ganze Auftritt vorging, eil-

te sie mit mir aus dem Heiligthum unter das Gewölbe des Himmels, das im Abendroth glänzte. Ihr Antlitz glänzte wie er, und eine heitere Thräne zitterte in ihrem Auge. Was in meinem Herzen vorging, kann ich Euch nicht beschreiben, und Euer unschuldvoller Busen kann es nicht fühlen. Ich würde zu ihren Füßen hingesunken seyn, wenn nicht ihr Gatte, dem ein Bedienter bloß einige Worte zu sagen hatte, auf uns zugekommen wäre.

Nun konnte ich nicht länger an einem Orte verweilen, den Scham und Reue mir zum Kerker machten. Der Himmel selbst würde mir zur Hölle geworden seyn. Ich verließ die Burg am dritten Tage, um mich vor den Blicken der Tugend und vor mir selbst zu verbergen.

Bald hernach starb der König; Robert folgte ihm auf dem Thron, und rächte die Schmach seines Vaterlandes. Der Krieg brach aus; ich fand meinen Archibald im Getümmel der Waffen, und zwey Jahre darauf war ich Zeuge seines Heldentodes. Mehrmahls hatte ich es versucht, das unreine Feuer, das mein Herz verzehrte, zu ersticken, und es einer rechtmäßigen Liebe zu öffnen; allein umsonst. So bald ich einer Dirne mich näherte, trat das

Bild Mathildens mir an die Seite, und verdunkelte jeden andern Reitz in meinen Augen. Ich sah nur sie, und eben die Tugend, die mir keinen Schatten von Hoffnung übrig ließ, machte sie mir zu einer Gottheit, die ich in der Stille anbethete, und neben der jede andere Liebe mir als eine entehrende Abgötterey vorkam. Archibalds Tod fachte meine Leidenschaft und meine Erwartungen von neuem an. Dennoch ließ ich sechs Monathe verstreichen, ehe ich es wagte, vor seiner Witwe zu erscheinen. Ich wurde ohne Schwierigkeit vorgelassen. Blaß und schmachtend, aber für mein Auge nur desto einnehmender, saß sie auf einer Fensterbank, und hatte ein Kind auf ihrem Schooße. Ihr waret es, theure Miß, und nach dem süßen Irrthume, der Euch mir verrathen hat, brauche ich Euch ihre Gestalt nicht zu beschreiben. Gegen ihr über hing das Bild ihres Gatten, das mit einer frischen Kette von weißen Rosen umwunden war. Mit sanfter Freundlichkeit erwiederte sie meinen Gruß: ich blieb zwey Stunden bey ihr, ehe ich den Muth faßte, ihr meinen Wunsch zu eröffnen. Auch bey der Lauterkeit meiner Absicht konnte ich nicht vergessen, daß ich Mathilden vor

mir hatte. Der Tod, sagte ich endlich, hat Euch Euren und meinen Archibald entrissen, o möchte ich ihn Eurem Herzen ersetzen können! Archibald ist abwesend, aber nicht todt, erwiederte sie, Mathilde ist noch immer seine Gattinn. Meine Liebe machte mich beredt, ihre himmlische Freundlichkeit gab mir Muth, und jeder ihrer Blicke schoß .... Doch ich vergesse, mit wem ich rede. Kurz, Mathilde ward endlich meiner Zudringlichkeit müde; sie heftete ihre Augen auf das Bild ihres Gatten. Archibald, sagte sie in einem Tone, der mich hätte vernichten sollen, Archibald, dein Freund will zum zweyten Mahle dein Weib zur Untreue bewegen. Mathilde hat nur ein Gelübde, und das wiederhohlt sie dir nicht; sich selbst aber gelobt sie, den Störer ihrer Ruhe nie wieder vor sich zu lassen.

Dieses Wort stürzte mich in Verzweiflung; es erweckte in mir das Gefühl meines Verbrechens, und erfüllte mich mit Wuth gegen mich selbst. Er wird Dir gehorchen, rief ich, und zu gleicher Zeit Deine und seine Qual endigen. Ich hatte noch nicht ausgeredet, als schon mein Blut floß; ich würde mir das Herz

durchbohrt haben, wenn nicht Mathilde eben so schnell, als ich meinen Dolch zog, ihr Kind auf die Erde geworfen, und meinen Arm aufgehalten hätte. Der Stoß glitt ab; die Göttliche stillte mein Blut mit ihrem Busentuche; sie konnte nicht reden, aber sie zitterte laut. Das Geschrey ihres Kindes zog ihren Blick von mir ab; sie raffte es von der Erde auf, verschloß ihm den Mund mit ihren Küssen. Verlaß mich, sprach sie, indem sie mir das Gesicht noch ein Mahl zuwandte, und mit ihrer mütterlichen Bürde in ein Nebengemach stürzte. Ich machte eine Bewegung, ihr zu folgen; der Abscheu vor mir selbst stieß mich zurück. Ich preßte ihr Busentuch auf meine Wunde, wankte in den Hof hinunter, und ritt langsam, wie ein Missethäter, den man zur Gerichtstätte führet, von dem Schlosse.

Vierzehn Tage hatte ich, von allen Menschen geschieden, in dem abgelegensten Gemache meiner Burg verseufzet, als man mir einen unbekannten Priester anmeldete, der sich nicht wollte abweisen lassen. Er trat mit der ernsthaft feyerlichen Miene eines Nathan zu mir: Mylord, sprach er, ich habe einen geheimen Auftrag von Lady Douglas an Euch. Die-

ses Wort tönte wie die Posaune des Weltgerichts in meine Seele. Wie lebt sie? fragte ich mit bebender Stimme. Wie die Engel Gottes leben, erwiederte er; vor zwey Tagen ist sie zu ihrem Archibald zurück gekehrt. Ich war ihr Beichtiger, Mylord, und weiß alles. Hamilton wird Eures Beystandes bedürfen, sagte sie in der Stunde ihres Todes zu mir; wenn ich entschlafen bin, so besuchet ihn, tröstet ihn und sagt ihm, daß ich ihm verzeihe. Gebt ihm in meinem Nahmen dieses Bildniß, sein Anblick kann ihn vielleicht in den edeln Entschließungen stärken, die ich von ihm erwarte. Er schwieg. Die Erstarrung des Todes hatte meine Glieder versteinert. Mathildens Züge erweckten mich, ich verschlang das Gemählde mit meinen Küssen, ich überschwemmte es mit meinen Thränen, ich sank in Zuckungen der Agonie, der gute Priester verließ mich nicht; er hatte diese Wirkung voraus gesehen, und einen stärkenden Balsam mit sich gebracht, der wider meinen Willen mir das Bewußtseyn wieder gab. Läßt mich kurz seyn, theure Miß, noch heute ist mir diese Scene so neu als vor vierzehn Jahren. Mathildens letzte Worte und der fromme Zuspruch meines Trösters

wirkten allmählich auf meine Seele. Niemand war fähiger als er, sie zu heilen. Er hatte einst geliebt, und auch eine Mathilde verloren, aber seine Liebe war edel und rein, das Opfer, das er ihr brachte, war ihrer würdig. Ich faßte den Entschluß, seinem Beyspiele zu folgen, die Welt zu verlassen, und meine übrigen Tage der Buße und dem Andenken meiner verklärten Freundinn zu weihen. Ich schützte eine weite Seefahrt vor, und verbarg mich, ferne von meiner Burg und von meinen Bekannten, in eine Grotte, die ich mich erinnerte einst auf einer Reise in diesem Gebirge bemerkt zu haben. Mein neuer Freund begleitete mich dahin, und half mir sie bewohnbar machen. Bey unserer Trennung übergab ich ihm eine Urkunde, wodurch ich ihm meine Einkünfte anwies. Ich behielt mir nur einen Theil zu geheimen Almosen vor, den Rest überließ ich ihm zu gleicher Bestimmung. Jedes Jahr am Todestage Mathildens besuchte er mich, um mit mir das Fest ihrer Himmelfahrt zu feyern. Ihr Bildniß und ein Kreuz waren stets die einzigen Zierathen meines Altars und ihr Busentuch, das mein unreines Blut nicht mehr beflecket, dienet mir

zum Teppich auf der heiligen Tafel des Herrn. Ach! diesen Frühling mußte ich ihre Todtenfeyer allein begehen; der Mann Gottes wandelt nicht mehr unter den Lebendigen, aber sein Geist ist in meiner Klause zurück geblieben. Der Friede wohnet in meiner Seele, und die wunderbare Begebenheit des heutigen Tages ist mir eine Versicherung von oben, daß der Mörder Mathildens begnadigt ist. Vater Jacob schwieg; das horchende Mädchen hatte bey seiner Erzählung sich kaum zu athmen erlaubt. Schauer auf Schauer, Thränen auf Thränen war alles, was sie darauf erwiederte. Schenkt mir Euer Vertrauen, Miß, sprach der Siedler, indem er sich zum Weggehen anschickte; ich werde als ein Freund Euch rathen, und wie ein Vater Euch schützen. Jeden Sonntag besuche ich diesen Meierhof, und jedes Kind kann Euch die Klause des Bruder Jacobs weisen.

Mathilde erzählte ihrer Freundinn die wundersame Begegniß. Man beschloß, eine Wallfahrt nach der Siedeley zu unternehmen, und nichts ohne den Rath eines Mannes zu thun, dessen Bekenntnisse so wohl als seine allgemein geschätzte Frömmigkeit das größte Ver-

trauen verdienten. Doch wollte man zuvor Arthurs Rückkunft erwarten, welcher erst am zehnten Tage auf dem Meierhofe eintraf. Er berichtete, daß Mathildens Flucht eine allgemeine Bestürzung verursacht, daß man den Grafen durch einen Bothen davon benachrichtigt, und daß dieser, so bald er seine Burg betrat, reitende Knechte auf alle Wege und Stege ausgesandt habe, um Kundschaft von den Flüchtlingen einzuziehen. Als die Ausspäher unverrichteter Sache zurück kamen, fuhr Arthur fort, kannte seine Wuth keine Gränzen, er ließ alle seine Bedienten in den Kerker werfen, setzte sich selbst zu Pferde, und war nicht glücklicher als seine Kundschafter. Am Tage vor meiner Abreise traf er wieder auf seiner Burg ein, und ließ in der ganzen Gegend eine Belohnung von 100 Pfund demjenigen ankünden, der Eure Spur entdecken würde. Auf mich hat niemand Verdacht, und da die Waaren, die ich auf das Schloß brachte, alle unversehrt gefunden wurden, so ward ich nach einem Verhör von einer Viertelstunde, worauf ich alle Zeit hatte, mich vorzubereiten, wieder entlassen. Dennoch wird es nöthig seyn, daß ich, um die Wachsamkeit der

Ausspäher zu hintergehen, meine Besuche so wenig als möglich wiederhohle; Ihr habt Euch also wegen meines Ausbleibens keine Sorge zu machen.

Nun erzählte ihm Mathilde ihre Begebenheit mit dem Eremiten. Arthur freute sich, daß der Himmel ihr diesen Freund erweckt habe, der ihnen seine Abwesenheit ersetzen könne, und da sein Rückweg ihn an dem Thale vorbey führte, das Bruder Jacob bewohnte, so beschlossen die beyden Freundinnen, unter dem Vorwande, ihn zu begleiten, auf den folgenden Tag ihre Wallfahrt dahin vorzunehmen. Der fromme Siedler empfing sie mit väterlicher Zärtlichkeit, und bewirthete sie, so gut er konnte, mit den Nahrungsmitteln, die seine gutherzigen Nachbarn ihm von allen Seiten herbey trugen. Er war ihr Rathgeber, ihr Arzt, ihr Tröster, der Friedensstifter der Familien, der Verpfleger der Armen. Nie behielt er einen mehr als dreytägigen Vorrath in seiner Grotte, den Rest theilte er mit den Nothleidenden, deren der Krieg viele gemacht hatte, und besonders mit dem hülflosen Alter. Er gab die reichen Almosen, die er in der Stille austheilte, für mil-

de Steuern aus, welche verborgene Hände ihm zustellten, und niemand gerieth auf den Gedanken, daß er selbst nicht bloß das Werkzeug, sondern auch die Quelle dieser Wohlthaten war. Mathilde wiederhohlte ihm die von Arthur gebrachten Nachrichten, und bath ihn um seinen Schutz. Seyd getrost, erwiederte er, ein höherer Schutz als der meinige waltet über Euch, und wenn Ihr des Beystandes der Menschen bedürfet, so wird Euch auch dieser nicht entgehen. Ich kenne die heutige Welt nicht, und die heutige Welt kennet mich nicht; allein mein Nahme und meine Person sind dem Könige nicht fremd. Wenn es nöthig wäre, so würde der Bruder Jacob sich bis zu seinem Throne hindrängen, um Euch Recht zu verschaffen.

Um dem rachgierigen Oheim alle Spur zu vertilgen, die ihm den Aufenthalt des Fräuleins entdecken könnte, kam man überein, daß Arthur bey seiner nächsten Reise die Meierey nicht betreten, sondern seine Nachrichten dem Waldbruder überbringen sollte, der schon Mittel und Wege finden würde, sie Mathilden mitzutheilen. Die beyden Mädchen kamen gegen Mittag auf den Meierhof zurück.

Nach Tische begab sich Mathilde zu ihrer Herde. Die kleine Wallfahrt hatte sie ermüdet, das Wetter war heiß, und der Forellenbach, an dessen blumichtem Ufer sie sich hinlagerte, murmelte ihr ein sanftes Wiegenlied. Baby, ihre Gespielinn, war zu Hause geblieben; der Segen des Einsiedlers hatte Hoffnung und Frieden über ihre Seele ausgegossen; sie sank in einen tiefen Schlaf.

Wie groß war ihr Erstaunen, als sie beym Erwachen einen blühenden Jüngling erblickte, der ihr zur Seite saß, und mit einem Baumzweige die Fliegen von ihr scheuchte. Sein Auge begegnete dem ihrigen, und winkte ihr einen Gruß zu, der sich in keine Sprache übersetzen läßt. Sie hatte sich aufgerichtet; allein, war es Schrecken oder Vertrauen? Mathilde floh nicht. Seyd mir gegrüßt, holde Schäferinn, sagte der Fremde; die Jagd hat meine Schritte in dieses lachende Thal geführt, ich fand Euch schlafend und vergaß die Jagd, um die Ruhe der Unschuld zu schützen.

Die angenehme, seelenvolle Stimme des Jünglings drang Mathilden ans Herz. Ich danke Euch, sagte sie, für Euere Güte; die Hitze ist groß, ich habe hier Buttermilch in meiner

Kürbißflasche, wollt Ihr Euch erfrischen? Sie reichte ihm die Flasche. Freudig ergriff sie der Fremde, und ehe er trank, bemerkte sie, daß er die Mündung des Gefäßes küßte. Dieser Ausdruck seines Dankes freuete sie, aber sie verbarg ihre Freude. Indem er die Flasche zurück gab, begegnete seine Hand der ihrigen, die ihm das Gefäß abnahm, und er drückte ihr die Hand, aber so leise, daß Mathilde den Druck nicht gefühlt haben würde, wenn sie die Flasche aus einer andern Hand empfangen hätte. Die Sonne sinket schon hinter die Berge, sagte sie, indem sie sich zum Aufstehen anschickte; es ist Zeit, daß ich meine Herde nach dem Hofe führe. Der Fremde half ihr auf, und reichte ihr den Schäferstab, der ihr zur Seite lag. Darf ich fragen, liebenswürdige Hirtinn, ob Euere Wohnung weit von hier entfernt ist?

Auf dem Hügel hinter den Apfelbäumen.

Habt Ihr dort Euere Aeltern?

Ich habe keine Aeltern mehr, und bin fremd in dieser Gegend. Eine weitläuftige Verwandte hat mich und meine Schwester zu sich genommen, bis wir eine andere Versorgung finden.

Eine Versorgung? — Vielleicht . . . . Doch nein, ich wollte Euch vorschlagen, mich in der Stadt für Euch zu verwenden, allein . . . . Euer Nahme?

Mathilde Harold, aus der Gegend von Glasgow. Harold war Arthurs Geschlechtsnahme, und als seine Schwestern mußten auch sie ihn annehmen. Der Fremde besann sich einen Augenblick, dann fuhr er fort: Nein, Ihr seyd besser hier als in der Stadt. Der Unschuld sicherste Freystätte ist eine Schäferhütte. Waret Ihr noch in keiner Stadt?

Nein, Sire, nie hat mich darnach verlangt.

Wohl Euch, daß Ihr die Dunkelheit liebt, möchte auch hier Euch kein Verführer ausspähen!

Mathilde sah ihn an, als wollte sie fragen: ist das Euer Ernst? und seine Physiognomie, die selbst dem Heuchler nicht immer zu Gebothe steht, bestätigte seine Rede. Vermuthlich, Sire, wohnt Ihr in einer Stadt?

Nicht immer, ich gehöre dem Grafen von Argyl an, und halte mich seit einigen Tagen dort hinter dem Walde auf seinem Jagd-

schlosse auf. Ich wußte nicht, daß in meiner Nachbarschaft eine Mathilde lebe.

Das Mädchen erröthete; um ihre Verwirrung zu verbergen, lockte sie einige Ziegen, die zurück bleiben wollten. Der Fremde ging noch immer an ihrer Seite. Schon entdeckte man das braune Strohdach ihres Hofes; jetzt stand er stille. Lebt wohl, Mathilde, ich fühle, daß ich Euch weder aufhalten noch begleiten darf.

Ich danke Euch für . . . . Eure Güte, Sire.

Ich heiße Eduard, gewiß werdet Ihr meinen Nahmen eher vergessen, als ich den Nahmen Mathilde vergessen werde.

Ihr betrieget Euch, wollte Mathilde erwiedern, doch eine unsichtbare Hand hielt ihr den Mund zu; sie neigte sich mit unnachahmlicher Anmuth, und Eduard verließ sie mit langsamen Schritten. Drey Mahl sah er zurück, und drey Mahl begegneten seine Blicke den Blicken Mathildens, und als sie zum vierten Mahle zurück sah, konnte sie nichts mehr als seinen hohen Federbusch wahrnehmen, ihn selbst verbarg ihr der Abhang des Thales.

Langsam und tiefsinnig kam sie auf der Meierey an. Sie fühlte keinen Trieb, ihre Begebenheit Brigitten zu entdecken, für die sie sonst kein Geheimniß hatte. Sie wußte sich die Ursache dieser Zurückhaltung nicht zu erklären; allein sie gehorchte dem innern Verbothe, ohne zu untersuchen, wo es herkam. Zum ersten Mahle seit ihrem Hirtenstande ward ihr die Nacht zu lang; sie verließ in aller Früh ihr Lager, und als Brigitte sie, ihrer Gewohnheit nach, aufwecken wollte, war sie schon im Begriffe, die Herde fortzutreiben.

Ein geheimer Zug lenkte ihre Schritte nach der Stelle, wo sie gestern geruht hatte. Sie fand sie mit den lieblichsten Blumen bestreuet; der Anblick schien ihr ein Sinnentrug zu seyn. Sie raffte einige Rosen, Anemonen und Nelken von der Erde auf, und überzeugte sich staunend von der Wirklichkeit der magischen Scene. Das kömmt von ihm, sagte sie leise, nur Er kann das gethan haben. Sie nannte seinen Nahmen nicht, weil kein anderer Er für sie in der Welt war. Lange betrachtete sie die bunte Tapete mit stillem Lächeln. Endlich setzte sie sich nieder, wählte sich einige der schönsten Blumen aus, und band sie mit einem

Grashalm in ein Sträußchen, das sie an ihre Brust steckte. Auf einmahl glimmte der Gedanke in ihr empor: ist er vielleicht in der Nähe? Sie sprang auf, sah sich rechts und links um, ging, als ob er sie beobachtete, mit zurück gehaltener Behendigkeit am Ufer des Gießbaches und im buschigen Grunde des Thales auf und nieder, schielte bisweilen durch die Hecken, und erhob, als sie ein Geräusch hörte, sich neugierig auf den Zehen, ob sie ihn etwa nicht erblicken möchte; allein sie sah ihn nicht. Es war ein Lämmchen, das an den zarten Blättern eines Wachholderbusches nagte.

Den ganzen Tag erschien kein Eduard, und sie kehrte eben so langsam, aber doch heiterer, als sie gekommen war, nach dem Hofe zurück. Er hat dich nicht vergessen, sagte sie auf dem Wege zu sich selbst; er wird gewiß wieder kommen. Hier warf sie einen Blick auf ihr Sträußchen, und verbarg es hinter ihrem Busentuch. Brigitte oder Gertrud möchten mich fragen, wo ich es her habe? Als sie zu Bette ging, legte sie es in eine Schale frisches Wasser, die sie vor das Fenster setzte, um es morgen wieder vorzustecken.

Sie träumte die ganze Nacht, ohne zu

schlafen, und stand noch zeitlicher auf, als des vorigen Tages. Wäre ich gestern früher gewesen, so hätte ich ihn angetroffen. Die Blumen waren frisch, er konnte sie nur denselben Morgen gebrochen haben. Unter diesem Selbstgespräche trieb sie ihre Herde nach der Weide. Die Ahndung ihres Herzens betrog sie nicht; sie überraschte den liebenswürdigen Schwärmer über seinem gestrigen Geschäfte. Im gleichen Momente erblickte er auch sie; beyde blieben einige Augenblicke unbeweglich, und gingen dann auf einander zu, ohne sich Mühe zu geben, ihre Verwirrung und noch weniger ihre Freude zu verbergen.

Dachte ich's nicht, daß Ihr es wäret, rief sie mit reitzender Treuherzigkeit ihm entgegen; da sehet, daß ich's dachte. Hier wies sie auf ihren Strauß. Das unschuldige Mädchen wußte nicht, was, für einen versuchten Galan, in diesen Worten lag, aber Eduard war nichts weniger als ein versuchter Galan. Ein zärtlicher, seelenvoller Blick war seine ganze Antwort. Er band einen Strauß von frischen Blumen, und bath Mathilden, mit ihm zu tauschen. Sie reichte ihm den ihrigen; er pflanzte ihn, wie einen Turnierpreis,

oder besser zu sagen, wie eine Reliquie, auf sein Herz. Vergönnet mir, sprach er, holde Mathilde, ein Stündchen bey Euch zu verweilen. Wer Euch ein Mahl gesehen hat, zählet nur die Tage, an denen er Euch wieder sieht.

Math. Ihr wollt mich schamroth machen, Sire.

Ed. Eduard ist mein Nahme; ich sagte es ja, daß Ihr ihn vergessen würdet.

Math. Vergessen! Nein, Eduard. Doch es ist nicht Euer Ernst.

Ed. Meint Ihr's, liebe Mathilde? Dank für diesen Zweifel.

Diesen Dank begleitete ein Händedruck, den Mathilde mit einem offenen heitern Lächeln erwiederte. Nun folgte eine stumme Scene: die aufkeimende Liebe ist nicht wortreich. Mathilde spielte mit den umher gestreuten Blumen, und sprach mitunter vom schönen Morgen, von ihrer Schwester, von ihrer Base, und selbst von ihrer Herde, auf die sie von Zeit zu Zeit einen Blick warf. Eduard mischte einige Betrachtungen ein, über die Schönheiten der Natur, und die reinen Freuden des Landlebens. Mathilde be-

gleitete sie mit kleinen Anmerkungen, die mehr als ein Mahl ein geheimes Erstaunen bey ihm erregten. Sie kannte die Verstellung zu wenig, und ihre Rolle war ihr zu neu, um sie immer gut zu spielen. Zudem wollte sie für ein Hirtenmädchen, aber eben nicht für ein albernes Hirtenmädchen, wenigstens nicht von dem gesitteten Eduard dafür angesehen seyn, und bey diesem Streite der Klugheit und der Eigenliebe konnte jene sehr leicht den Kürzern ziehen.

So verfloß ihnen ein Stündchen, ehe sie es merkten. Was kommt dort für ein Kind, sprach Eduard, indem er von ungefähr seine Blicke nach dem Hofe wandte? Ach, es ist Baby, rief Mathilde, die mir mein Frühstück bringt. Ich verlasse Euch ungern, sagte Eduard, der ihre Verwirrung wahrnahm; allein Ihr scheint es zu wünschen. Auf Wiedersehen, liebe Mathilde. Eduard war verschwunden, ehe Baby mit ihrem Milchnapf und Brötchen ihn bemerkte, und Mathilde lief ihr entgegen, ohne sie eben sehr freundlich zu bewillkommen. Sie brachte den Rest des Tages größten Theils auf dem Blumenplatze zu, der ihrer Fantasie eine so

reiche Nahrung darboth. Sie wiederhohlte jede Scene von gestern und vorgestern, und blickte mehr als ein Mahl nach dem Gebüsche hin, in welchem Eduard sich verloren hatte. Vielleicht kömmt er wieder, dachte sie, mich dünkt, er versprach es; allein Eduard kam nicht wieder. Daß doch Baby ihn vertreiben mußte! Das Mädchen mag ein ander Mahl immer zu Hause bleiben. Ach! wäre er auch ein Hirt, so könnten unsere Herden beysammen weiden! Diese Gedanken begleiteten sie in ihre Hütte; eine stille Schwermuth füllte ihre Seele. Sie ward zerstreut, sprachlos, niedergeschlagen, und als Brigitte sie um die Ursache ihres Trübsinns fragte, bekam sie keine andere Antwort, als: man kann nicht immer fröhlich seyn.

Der folgende Morgen vermehrte ihre Unruhe; der Rasenhügel war mit keinen Blumen bestreut, und kein Eduard ließ sich sehen. Der ganze Vormittag verstrich ihr, wie dem neuvermählten Weibe, das am Ufer des Meeres das Schiff ihres Gatten erwartet. Voll Verdruß und langer Weile griff sie endlich nach ihrer Fischergerte, die schon drey Tage müßig gelegen hatte. Sie setzte sich an den

Rand des Baches, und warf ihren Hamen aus; sie hatte schon bald eine Stunde vergebens auf eine Beute gelauscht, als sie hinter sich ein Geräusch vernahm. Sie glaubte, es wäre Baby, die sie zu Hause gelassen hatte.

Bist du schon wieder hier? sagte sie mit einigem Unwillen und ohne zurück zu sehen: Schon wieder, antwortete ihr eine traurig-sanfte Stimme.

Ach! Eduard, ich glaubte, es sey mein kleines Mädchen, das mir immer die Ohren voll schwatzt.

Mathilde wollte sich aufrichten; Eduard hielt sie zurück. Vergönnt mir, sprach er, mich neben Euch zu setzen, und — leihet mir Eure Gerte; als Knabe war ich ein glücklicher Fischer. Mathilde reichte ihm die Gerte; allein Eduard hatte seine Kunst verlernt: er überließ seinen Hamen dem Spiele der wallenden Fluth, und hing mit seinen Blicken bloß auf Mathildens rosichtem Gesichte. Beyde hatten die Sprache verloren; allein das Gespräch ihrer Herzen füllte die scheinbare Pause. Plötzlich unterbrach Eduard die stumme Unterredung: er langte aus seiner Jägertasche ein bedecktes Körbchen hervor, und

setzte es dem Mädchen auf den Schooß. Es ist sehr warm, liebe Mathilde, wollt Ihr Euch erfrischen? Hier sind einige Erdbeeren, die ich in unserm Garten für Euch gepflückt habe.

Math. Dank, Eduard. (Sie aß.) Eure Erdbeeren sind herrlich. Graf Argyl hat wohl einen sehr schönen Garten.

Ed. Noch vor drey Tagen kam er mir schön vor, nun finde ich in der ganzen Natur bloß das Plätzchen schön, wo Mathilde ihre Schafe hüthet.

Math. (verwirrt). Ihr seyd ein Hofmann, Eduard.

Ed. Wäre ich das, so würde ich nicht hier seyn. Doch, ich segne mein Schicksal; in der Königsstadt sah ich keine Mathilde. Er legte auf die letzten Worte jenen unnachahmlichen Accent der Empfindung, der allen Argwohn von Schmeicheley entfernet. Mathilde fühlte ihren Werth; sie schlug beschämt die Augen nieder, und verzehrte schweigend ihre Erdbeeren. Eduard blickte nun zum ersten Mahle auf seinen Hamen. Ein großer Weißfisch hatte angebissen, er zog die Gerte zu rasch empor, sein Gefangener war nur noch eine

Spanne vom Lande, als der Faden entzwey riß; Mathilde wollte ihn haschen, bog sich zu weit vor, und stürzte ins Wasser. Doch ehe sie noch den Grund berühren konnte, schoß Eduard wie ein Pfeil ihr nach, umschlang sie mit seinen Armen, und hob sie an's Ufer. Sie war halb ohnmächtig; Eduard legte ihr die Hand unter den Kopf. Mathilde! rief er, indem er ihr den Hut los band, und ihre blonden triefenden Locken von ihrer Stirn schob, liebste, beste Mathilde! Gott, Gott! Mathilde erwachte; eine sanfte Röthe überzog ihre Wangen. Sie setzte sich aufrecht; entfernte Eduards Hand von ihrem Gesichte, und legte ihr untreues Halstuch zurechte. Es ist nichts, sagte sie mit süßbewegter Stimme, ich weiß nicht, wie mir geschah. Dank Euch, mein Retter! nie werde ich diesen Augenblick vergessen. Ich auch nicht, flisterte das neue Ich, das ein nahmenloser Blitzstrahl jetzt in Eduards Seele erweckte. Stumm faßte er Mathildens Hand, und fühlte in jeder Faser seines Herzens den sanften Druck, der ihre Danksagung begleitete.

Ich muß heimgehen und mich umkleiden, sagte sie nach einer kurzen Extase, die ihrem

Auge einen bisher unsichtbaren Himmel aufschloß. Ich lasse Euch nicht allein gehen, theure Mathilde, ich muß Euch meinen Arm reichen. Mathilde ließ es geschehen. Mit sachten Schritten wandelten sie nach dem Meierhofe. Sie sprachen wenig; Mathilde lehnte sich mit dem Vertrauen der Unschuld auf ihren Führer. Der Schrecken hatte ihre Beine geschwächt. Brigitte sah sie kommen, und eilte ihnen entgegen. Hier ist meine Schwester, Sire, sagte Mathilde, indem sie Eduards Arm verließ. Ich fiel beym Fischen in den Waldstrom, liebe Brigitte, hier ist mein Retter.

Erst nach einem Dutzend Knicksen und eben so vielen Ausrufungen fiel es der Frau Gertrud, die gleichfalls herbey gelaufen war, endlich ein, daß die Station im Hofe Mathilden nicht behagen könne. Sie überließ sie ihrer Schwester und führte ihren Begleiter nach der Wohnstube, wo sie ihn mit neuen Danksagungen und Lobsprüchen überhäufte. Sie both ihm einen Becher mit Milch dar, den er annahm, und um ihren Complimenten auszuweichen, das Gespräch auf allerhand Gegenstände der Landwirthschaft lenkte,

bis nach einer Viertelstunde Mathilde, frisch und hochfarbig, wie die schlanke Purpurnelke, die der Maythau befeuchtet hat, in die Stube trat. Es geschah wohl nicht von ungefähr, daß sie gerade das niedlichste von ihren vormahligen Hauskleidern wählte. Schüchterner als zuvor, da das Nachgefühl der Gefahr sie gleichsam an ihren Retter anschmiegte, setzte sie sich neben ihn auf die Bank, und war es weit besser zufrieden als Eduard, daß Frau Gertrud sich im Besitze des Gespräches erhielt. Ich weiß nun, sprach dieser nach einer Weile, daß ich Eurer Gesundheit wegen außer Sorgen seyn kann; morgen hoffe ich Eure völlige Herstellung zu vernehmen. Mit diesen Worten verließ er sie unter den heißesten Segenswünschen der Frau Gertrud, die ihn mit den beyden Mädchen über den Hof begleitete und den ganzen Abend von nichts als von dem königlichen Gesichte und dem holdseligen Wesen des allerliebsten Herrn schwatzte.

Mistriß Gertrud hatte eben so Unrecht nicht: Eduard war eine von den seltenen Gestalten, die nur sich selbst gleichen. Man denke sich den jungen Alcid in dem Augenblicke, da er auf dem Scheidewege steht und

der Tugend die Hand reicht, und mildere das blitzende Feuer seines braunen Heldenauges durch den sanftern Glanz einer an klösterliche Schwärmerey gränzenden Religiosität, so hat man einen Schattenriß von dem herrlichen Jünglinge. Er lebte seinen zwanzigsten Sommer, und war, was er Mathilden verhehlet hatte, der einzige Sohn des Grafen von Argyl. Sein älterer Bruder starb kurz vor dem Vater, nach dessen Tode Eduard der Erbe seiner Titel und ansehnlichen Güter wurde.

Da er als der Nachgeborne dem geistlichen Stande gewidmet war, so hatte ihn der Graf schon im dreyzehnten Jahre seinem alten Freunde, dem Bischof von St. Andrews, übergeben, der zwar keinen Mönch, aber einen rechtschaffenen Rhodiser-Ritter aus ihm bilden sollte. Dazu war der Bischof der Mann. Er hatte in seiner Jugend mit Ruhme die Waffen getragen, und in der Verzweiflung einer unglücklichen Liebe die Lanze mit dem Hirtenstabe vertauscht. Edwina, so hieß seine Geliebte, zählte mehr Tugenden als Ahnen; ihr dunkler Stand empörte den Vater ihres Liebhabers gegen die Knüpfung eines

Bandes, darein dieser seine einzige Glückseligkeit setzte. Als Edwina sah, daß sie nie die Seinige werden konnte, ohne den Sohn mit dem Vater zu entzweyen, entwich sie heimlich in ein Kloster, und schrieb ihrem Geliebten folgende Worte:

„Alfred, mein Alfred, Du bist zu einem großen Opfer berufen; ich will es Dir erleichtern. Ich entsage Deiner Hand, aber nicht Deiner Liebe; auch in die Einsamkeit des Klosters, darein ich mich auf immer verschließe, wird das Bild meines Alfreds mir folgen. Ich bin zu stolz, um wider den Willen Deines Vaters Dein Weib zu werden, und kenne Deinen Werth zu gut, um jemahls einen andern Mann zu wählen. Erst wenn ich mein Gelübde gesprochen habe, werde ich Dich vor mich lassen, alsdann aber wird Edwina sich nie vor dem Freunde verbergen, der auch dann noch in ihrem Herzen leben wird, wenn sie nichts mehr als seine Schwester seyn kann.“

Umsonst versuchte es Alfred, sie von ihrem Entschlusse abzubringen, und als seine Bemühungen vergebens waren, trat er in den Priesterorden, den er durch den Wandel eines Heiligen zierte, ohne jemahls nach dem Rufe

eines Heiligen zu streben. Er war es, welcher der Lady Douglas in ihren letzten Augenblicken beystand, und den verzweifelten Hamilton sich selbst und der Tugend wieder gab. Er war es, der jährlich das Todesgedächtniß Mathildens in seiner Einsiedeley feyerte. Auch als Bischof unterließ er diese Wallfahrt nie, und las dann seinem Freunde einige Briefe seiner verewigten Edwina vor, die beyde allein würdig fanden, mit Mathilden verglichen zu werden.

Eben diese Briefe waren der Katechismus, nach welchem Alfred seinen Schüler Eduard unterrichtete, als sein Herz reif war, in die Geheimnisse seines Lehrers eingeweiht zu werden. Aus dieser Quelle schöpfte Eduard einen Adel, den seine Ahnen ihm nicht geben konnten, und zugleich jenes hohe Ideal von weiblicher Tugend, die das Herz des Jünglings jeder gemeinen Leidenschaft verschließet. Wenn Du ein Weib findest, sprach einst der gute Prälat zu ihm, wenn Du ein Weib findest, das meiner Edwina gleichet, so fürchte Dich nicht, es zu lieben. Du wirst besser durch sie werden, als Du es durch tägliches Fasten und Bethen werden kannst. Al-

lein hüthe Dich, mehr von ihr zu verlangen, als sie geben darf. Ein geistlicher Ritter ist ein Mensch. Er muß aber nie vergessen, daß er berufen ist, ein Held zu seyn. Wer die Unschuld beschützt, thut mehr, als wenn er die Fahne Mahomeds eroberte; und wer die Unschuld verführt, ist ärger als ein Meuchelmörder; er tödtet eine ganze Colonie des Paradieses. Du wirst unwürdige Brüder finden, die zwar keine Verführer der Unschuld sind, aber die Beute des Verführers mit ihm theilen, und das Laster in Sold nehmen. Diese Lüstlinge entehren zwar ihre Phrynen nicht, aber sie entehren sich selbst. Der Kirchenräuber, der den Kelch des Versöhnungsaltars zum Saufhumpen entweihet, ist nicht so strafbar, als ein Verlobter Gottes, der sein Herz einer Buhlerinn in den Schooß wirft.

Mit diesen Grundsätzen genährt, trat Eduard nach dem Tode seines Bruders in die Welt. Seine veränderte Bestimmung änderte seine Sinnesart nicht, und da sein ehrwürdiger Mentor bald hernach in eine hoffnungslose Krankheit fiel, berief er seinen Liebling an sein Sterbebett, und fragte ihn, ob er ihm das Versprechen mit ins Grab geben

wolle, daß er auch auf der Laufbahn der weltlichen Ehre die Lehren seines alten Freundes nie vergessen werde. Eduard versprach es, und der Greis beschloß seinen Segen mit den Worten: Gott lasse Dich eine Edwina finden!

Noch war kein Jahr seit dieser Scene verflossen, als der Jüngling Mathilden begegnete. Er hielt sie zwar nicht für die Edwina, die er suchte; er hatte aber doch noch nie ein ähnlicheres Bild der Unschuld gesehen. Der Umstand, daß er sie für eine Hirtinn hielt, war vollends eine mächtige Lockspeise für seine Fantasie; Edwina war auch aus einem dunkeln Stande, dachte er, wer weiß, ob ich nicht meine Edwina in einer Schäferhütte finden soll? Diese Gedanken beschäftigten ihn vornähmlich auf seinem Rückwege von dem Meierhofe, und die Scene am Gießbache war recht dazu gemacht, nicht nur seiner Einbildungskraft, sondern auch seinem Herzen einen romantischen Schwung zu geben.

Auch Mathilde fing von diesem wichtigen Augenblicke an ihren Retter für etwas mehr als einen schönen Jüngling zu halten. Indem sie ihm so am Arme hing, stieg der

Gedanke in ihr auf: wenn er wüßte, wer das Hirtenmädchen ist, dem er so viel Güte erzeigte! Doch besser! er kennet mich nicht. Lieber will ich als Schäferinn, denn als Gräfinn seine Blicke auf mich ziehen, die mein Stand vielleicht zurück schrecken würde. Ihr Herz war zu voll, um sich nicht in den Busen der Freundschaft zu ergießen. Sie hatte sich ihre Zurückhaltung gegen Brigitten schon mehr als ein Mahl vorgeworfen, und nun fühlte sie das Bedürfniß, eine Vertraute ihres Geheimnisses zu haben, in seiner ganzen Stärke.

Brigitte hörte ihre Erzählung mit jener heitern Aufmerksamkeit an, welche das unverdächtige Zeichen eines theilnehmenden Herzens ist. Sie kannte die Liebe besser, als Mathilde, und bedurfte nicht einmahl ihrer ganzen Erfahrung, um sich zu überzeugen, daß das gute Mädchen weit mehr als das Gefühl der Dankbarkeit gegen ihren Retter im Busen trage. Sie wollte sie nicht zurück schrecken, aber eben so wenig wollte sie eine keimende Leidenschaft aufmuntern, deren Gegenstand ihr unbekannt war. Eduard, sagte sie, scheint mir ein edler, schätzbarer Jüngling zu seyn; allein Ihr kennet ihn nicht. Ihr müsset

Euch, theure Gebietherinn, vor den Vorwürfen Eures eigenen Herzens und vor dem Tadel der Welt verwahren! — Was soll ich thun, liebe Brigitte — Ich kann Euch nicht rathen; aber das kann, das wird unser ehrwürdiger Einsiedler thun. An Eurer Stelle würde ich ihm, je eher je lieber, mein Herz offenbaren. Eduard liebt Euch, daran dürft ihr nicht zweifeln; er wird seine Besuche wiederhohlen, er wird Euch vielleicht seine Liebe gestehen; thut er's, desto besser. Ich würde ihm weniger trauen, wenn er schwiege, und selbst sein Geständniß kann Euch Gelegenheit geben, seine Absichten zu prüfen. Doch gesetzt auch, sie sind rein, wie ich glaube, so ist der Unterschied zwischen dem, was Ihr seyd, und dem, was Ihr zu seyn scheinet, so groß, daß er wenigstens ein Ritter seyn müßte. Diese Anmerkung verbreitete eine Wolke über Mathildens Stirn. Brigitte bemerkte es, und unterbrach sich selbst: Nun freylich sieht er mehr als ritterlich aus. Dennoch aber..... doch wie gesagt, Bruder Jacob kann Euch besser rathen, als ich, und morgen ist der Tag, da er sein Opfer bey uns abhohlen wird. Bey

diesem Entschlusse blieb es, und Mathilde legte sich mit leichtem Herzen zu Bette.

Da das Vieh des Sonntags nicht ausgetrieben wurde, blieb sie wieder zu Hause, während Mistriß Gertrud und die übrigen zur Kirche gingen. Mathilde erwartete den Einsiedler: allein er kam nicht. Statt seiner kam Eduard im vollen Glanze seiner Schönheit den Hügel herauf. Mathilde nahm ihn nicht gleich wahr, sie saß auf der Bank unter dem Apfelbaume und las. Es war eine Sammlung biblischer Geschichten, im Geschmacke jener Zeit auf Pergament geschrieben und mit feinen Gemählden geziert. Als sie den Jüngling erblickte, legte sie das Buch auf die Seite, und ging ihm einige Schritte entgegen. Ich komme, mich nach Eurer Gesundheit zu erkundigen, theure Mathilde, und lese auf Eurem blühenden Gesichte die Antwort, die ich zu hören wünschte. Wirklich war ihr Gesicht mehr als blühend: Eduards überraschende Erscheinung hatte es mit dem lebhaftesten Carmin überzogen.

Setzt Euch, Eduard, Ihr werdet müde seyn.

Müde? wißt Ihr, daß ich kaum zwey

Meilen von hier wohne? Ueber dieß habe ich Zeit auszuruhen, denn ich werde mich bey Eurer Base zu Gaste bitten. Hier legte er einen Hasen zu Mathildens Füßen nieder, den er an seinem Jagdspieße auf der Schulter trug. Doch, was habt Ihr hier für ein Buch?

Math. Es ist ein Geschenk, das einst meine Muhme mir machte, als ich lesen lernte.

Ed. Wie, Mathilde, Ihr könnet lesen? — Dieses Talent war im vierzehnten Jahrhundert, selbst unter den Fräulein eben so selten, als es noch jetzt unter den Hirtinnen des Schottischen Hochlandes ist. Er öffnete das Buch. Schön! herrlich! wißt Ihr, Mathilde, daß Ihr da einen kostbaren Schatz besitzet?

Math. Kostbar wegen der Hand, die mir es gab, und noch weit kostbarer wegen seines Inhalts.

Eduard sah sie mit einem bedeutungsvollen Blicke an, als wollte er sagen: nein, beym Himmel! so spricht keine Hirtinn. Mathilde verstand ihn, und bemühte sich, ihre Verwirrung zu verbergen. Und darf ich fragen, fuhr er fort, was Ihr leset?

Math. Die Geschichte der Esther.

Ed. Eine reitzende Geschichte, die Euch beweiset, daß die Tugend am schönsten in der Dunkelheit glänzet, und daß es der Vorsehung ein Geringes ist, einer armen Waise eine Krone aufzusetzen.

Math. Ihr habt Recht; allein .... sie hielt inne.

Ed. Nun, was wollet Ihr sagen?

Math. Nichts; es war ein kindischer Zweifel, der mir bey Lesung der Geschichte aufstieg.

Ed. Was für ein Zweifel? laßt hören!

Math. Ob wohl Esther so glücklich war, als sie es ihren Nebenbuhlerinnen schien, und als ihr stolzer Liebhaber sie zu machen glaubte?

Ed. (erstaunt). Und warum zweifelt Ihr daran?

Math. Wie es nicht immer ein Glück ist, reich und vornehm geboren zu seyn; so ist es auch nicht immer ein Glück, aus einem niedern Stande zu Reichthum und Ehre erhoben zu werden. Es gab Augenblicke, wo Esther es fühlen mußte, daß sie an der Seite eines tugendhaften Hirten glücklicher gewesen wäre. Eduard ergriff in einer Entzückung, die er nicht bemeistern konnte, Ma-

thildens Hand, und drückte sie fest an seine brennenden Lippen. Göttliches Mädchen! wer du auch seyst, so verehre ich dein Geheimniß. Wenn diese Gesinnungen in der Brust einer Schäferinn entsprungen sind, so verdienen sie eine Krone. Ich irre mich; sie verdienen das Herz eines Liebhabers, in welchem das deinige das fände, was du einer Krone vorziehest. O, Mathilde, wie selig macht mich nicht schon ein einziger Blick in deine himmlische Seele! wie unaussprechlich seliger würde . . . .

Mathilde hatte bisher die Kraft nicht, ihre Hand zurück zu ziehen, die Eduard fest in der seinigen hielt, und bald an seinen Mund, bald an sein Herz preßte. Jetzt sah sie Mistriß Gertrud mit Brigitten und Baby den Fußpfad heran steigen. Da kommen unsere Leute, sagte sie mit tiefer, bebender Stimme, ohne daß es ihr möglich war, von der Bank aufzustehen. Um ihr Zeit zu lassen, sich zu sammeln, lief Eduard den Pilgerinnen entgegen, und sprach zur Meierinn: ich kam zu hören, ob Mathilde sich von ihrem Schrecken erhohlt hat, und um den schönen, heitern Sonntag mit Euch zu feyern. Nun näherte

sich auch Mathilde: sie hatte den Hasen von der Erde aufgehoben, und wies ihn der ceremonienreichen Base, die wirklich anfing, sich wegen der hohen Ehre, die ihrem Hause widerfuhr, zu beglückwünschen. Nicht wahr, Brigitte, fuhr Mathilde fort, Du hilfst mir die Mahlzeit zurichten? — Hiermit ging der Zug nach dem Hofe, und Frau Gertrud kletterte mit geflügelten Beinen nach dem Taubenhause, um auch auf ihrer Seite die Tafel zu bereichern. Ich bin ein Jäger, sprach Eduard zu den beyden Mädchen, es ist mein Geschäft, das Wildbret auszuweiden. Hiermit folgte er ihnen in die Küche, wo die emsige Meierinn so fort mit einigen abgewürgten Tauben und allen Schätzen ihrer Speisekammer anlangte. Du bist uns hier nur im Wege, Mathilde, sagte die lose Brigitte, gehe indessen mit dem Herrn in den Garten, er wird dir wohl ein Körbchen mit Obst brechen helfen. Sie hat Recht, erwiederte Gertrud, die Pflaumen an der Scheunenmauer sind reif, leset ja die schönsten aus. Kommt, Mathilde, weiset mir den Weg, sprach Eduard, indem er sie bey der Hand faßte. Mathilde wußte nicht recht, ob sie ihm gern

oder ungern folgte. Das Gespräch unter dem Apfelbaume hatte ihr Herz in eine Wallung versetzt, die ihr von Zeit zu Zeit den Athem hemmte. Zum Glücke hatte sie in der Zerstreuung vergessen ein Körbchen mitzunehmen, das Baby ihr nachbrachte, als sie kaum an Ort und Stelle angelangt war, und Eduard eben im Begriffe stand, die zur Unzeit abgebrochene Unterredung fortzusetzen. Baby wollte auch die Hausehre retten helfen, und las hüpfend die Pflaumen auf, die von dem Baume fielen, den Eduards nervige Arme schüttelten. Dieser Umstand neutralisirte die Unterredung, und gab Mathilden Zeit, ihre Lebensgeister wieder zu sammeln. Als das Körbchen gefüllt war, kam sie auf den Einfall, den Rand desselben mit Blumen zu bestecken, welche Eduard pflücken wollte, um Gelegenheit zu haben, die Finger des lieben Mädchens zu berühren.

Nun brachte man den ländlichen Nachtisch in die Stube, und traf die rastlose Gertrud mit Deckung der Tafel beschäftigt. Mathilde hohlte die Teller herbey, und spülte die irdenen Trinkschalen aus, indeß Baby Eduards Hut, der auf der Bank lag, be-

gaffte, und die schönen Federn streichelte, womit er geziert war. Gefallen sie dir, sprach Eduard, als er es wahrnahm? O ja, lieber Herr! versetzte das Mädchen. Alsbald machte er eine von den Federn los, und steckte sie dem Kinde auf seinen Strohhut. Diese Gnade, wie Frau Gertrud es nannte, machte sie vollends freudetrunken. Hätte sie, wie Baucis, nur eine Gans im Vermögen gehabt, sie würde sie ihren Gästen aufgetischt haben. Auch entschied dieser Augenblick das Schicksal eines Kruges mit Apfelmost, der noch von den Zeiten ihres lieben seligen Thomas her im Kellerschranke stand, und urplötzlich herauf gehohlt ward, um diesen schönen Tag noch mehr zu verherrlichen.

Nun wurde das Essen aufgetragen, und Mathilden, als der Königinn des Festes, ihre Stelle neben ihrem Retter angewiesen. Kein Hochzeitmahl kann mit einer innigern Fröhlichkeit genossen werden, als dieser ländliche Imbiß, wobey die redselige Frau Wirthinn nicht ermangelte, dem Hasen, als dem Hauptgerichte, das gebührende Lob beyzulegen. Eduard sprach wenig: seine Seele athmete ein Wohlleben, darüber er alles, sogar das

Essen, vergaß, und ohne den Zuspruch der Meierinn würde er sich an dem Anblicke Mathildens gesättiget haben, die, von lächelnden Amoretten umflattert, die Speisen herum gab. Beym Nachtische wurden die Schalen mit dem Apfelmoste gefüllt, und auf Eduards und König Roberts Gesundheit ausgetrunken. Er ist ein guter Herr, sagte die Witwe, aber noch ein besserer war unser lieber Lord Argyl. Gott hab' ihn selig! Er hat mir vor zwey Jahren, da ich Wasserschaden litt, zwanzig Kronen an meiner Pacht erlassen. Der junge Herr soll auch brav seyn. Doch, dieß müßt Ihr am besten wissen, Sire, da Ihr täglich mit ihm umgeht. Eduard wußte sich nicht zu helfen. So viel kann ich Euch versichern, sprach er, daß er sich alle Mühe gibt, in seines Vaters Fußstapfen zu treten. Nun, Gott segne ihn! erwiederte die Witwe. Wohlan, Sire, auf seine Gesundheit! Sagt ihm, daß wir täglich für ihn bethen, und mit Euch auf sein Wohlseyn getrunken haben. Dieses fromme Trankopfer schmolz Eduards Herz; die Thränen drangen ihm in die Augen. Ja, gutes Weib, sprach er, ich will es ihm sagen; wenn er mich be-

neiden könnte, so würde er's in diesem Augenblicke thun.

Diese Scene wirkte mit sympathetischer Allkraft auf die gefühlvolle Mathilde. Sie zog ihr Schnupftuch heraus, um ihre Thränen unbemerkt abzuwischen. Eduard sah es, und sagte mit leiser Stimme zu sich selbst: ich habe meine Edwine gefunden. Warum so stille, bald möchte ich sagen, so traurig, liebe Mathilde, sprach Brigitte, siehst du doch so feyerlich aus, wie eine Braut. Wohlan, singe uns eines von den Liedchen, die unser Vetter, der Minstrel, dich gelehrt hat. Singt sie? fragte Eduard. Ja wohl, erwiederte Brigitte, und spielt sogar die Harfe dazu. Das Mädchen hat seinen Geschwistern alle Geschicklichkeit weggenommen. Schwätzerinn, erwiederte Mathilde, warte, ich werde dich bey dem Bruder Jacob verklagen. Brigitte erröthete, und schwieg. Sie fühlte, daß sie zu viel gesagt hatte; Eduard schwieg auch. Er saß da, als ob er sich fürchtete, daß alles, was er sah und hörte, ein bloßer Traum seyn möchte. Gertrud, die sich weder zu schämen, noch zu fürchten hatte, unterbrach die kleine Pause. Der gute Bruder Jacob,

sprach sie, schade, daß er schon weg war, als wir aus der Kirche kamen; ich würde ihn bey Tische behalten haben.

Math. Ey! er ist gar nicht da gewesen.

Gertr. Das wundert mich; es muß ihn etwas Wichtiges abgehalten haben, er pflegt sonst nie wegzubleiben.

Eduard zu Mathilden. Wer ist dieser Bruder Jacob.

Math. Ein ehrwürdiger Einsiedler aus der Nachbarschaft, der ein Freund meiner Aeltern, den ich als meinen Vater ehre und liebe, und ohne dessen Rath ich nichts thue.

Gertr. Ihr solltet ihn kennen, Sire, er ist weise und gut, wie ein Apostel; er würde uns diesen frohen Tag noch froher gemacht haben. Doch daß wir's nicht vergessen, Mathilde; Euer Liedchen . . .

Ed. Recht so, Mistriß Gertrud; ich wollte sie eben daran erinnern.

Gertr. Singt einmahl das von der Schäferinn, und dem öden Eilande, das Ihr heute früh im Garten sangt. Ich habe Euch aus dem Kammerfenster behorcht, es klang, wahrhaftiger Gott! so lieblich, wie das Morgenlied der Nachtigall.

Es war Mathilden ganz recht, daß man ihr die Wahl nicht überließ, und gegen den Geschmack der Frau Gertrud hatte ihr Herz auch nichts einzuwenden. Ohne eine neue Aufforderung zu erwarten, sang sie Anfangs etwas schüchtern, aber schon bey der zweyten Strophe mit dem ganzen Zauber ihrer melodischen Kehle:

Auf einem Anger saß Erwin
Mit Selma: sanft umschlang
Ihr Arm ihn: o wie schön ists hier!
Sprach Selma; Lieber, singe mir
Ein Lied. Der Schäfer sang.

Wär' ich in einem Königssaal,
An Fräulein, wie die Flur
An Blumen, reich. Ich sähe mich
Nicht einmahl um; ich sähe dich,
Du traute Selma, nur.

Den Schäfer lohnte Selma's Kuß,
Der tief in's Herz ihm drang.
Wohlan! rief er entzückt ihr zu,
Mein Liebchen, singe nun auch du
Ein Liedchen. Selma sang:

Wirf auf ein ödes Eiland mich
Mit dir ein Wirbelwind;

Nie fiele mir zu fragen ein,
Mein Trauter, ob wir wohl allein
Im öden Eiland sind?

Eduard war in einer Begeisterung, die ihn zu lauter Ohr und zu lauter Herz machte, und die ohne Zweifel in eine Krise ausgebrochen wäre, welche der ganzen Gesellschaft sein Geheimniß verrathen hätte, wäre er nicht im entscheidenden Augenblicke durch eine laute, freundliche Stimme, die aus der Nebenthür erscholl, plötzlich zu sich selbst gebracht worden.

Recht so, Kinder, sagte die Stimme: freuet Euch; die Freude ist auch ein Geboth Gottes. Ha! willkommen Bruder Jacob, rief Gertrud, und Mathilde und Brigitte riefen's ihr nach. Setzt Euch zu uns, fuhr die Witwe fort, wir haben eben von Euch gesprochen, wäret Ihr doch nur um eine Stunde früher gekommen. Der Besuch eines Fremden hat mich abgehalten, versetzte der Siedler, indeß Mathilde eine Schale mit Äpfelmost einschenkte, die sie ihm mit sichtbarer Verwirrung darreichte. Bruder Jacob hatte wechselsweise ihr und ihrem Nachbar Eduard einen forschenden Blick zugeworfen, der dem guten Mädchen aufs Herz fiel. Gertrud er=

ersparte ihm alle weitere Fragen. Dieser liebe Herr hat gestern unsere Mathilde vom Ertrinken gerettet.

Jac. Heil Euch, junger Mann, da habt Ihr ein gutes Werk gethan.

Ed. Wofür ich schon lange, lange belohnt bin.

Jac. Seyd Ihr in dieser Gegend zu Hause?

Ed. Seit einigen Tagen, ehrwürdiger Vater. Wollet Ihr mir hernach eine kleine Unterredung gestatten, so hoffe ich, wir sollen näher mit einander bekannt werden.

Bruder Jacob verstand ihn, und lenkte das Gespräch auf gleichgültige Gegenstände. Der gute Siedler zwang sich zu einer Munterkeit, dazu seine Seele nicht gestimmt war. Der Fremde, dessen er erwähnt hatte, war niemand anders, als Arthur, den Dunbar auf die eingezogene Nachricht, daß er um die Zeit von Mathildens Entweichung ein Paar Pferde gekauft habe, als ihren Entführer gefangen setzen wollte. Der Pfarrer, der davon einen geheimen Wink bekam, beförderte die Flucht seines Neffen, der sich zum Waldbruder begab, um ihm diesen bedenklichen Vor-

fall anzuzeigen, und sich Raths bey ihm zu erhohlen. Vater Jacob verbarg ihn einstweilen in seine Grotte, und da er eine Reise nach dem Hoflager für das einzige Mittel hielt, um selbst Mathilden zu retten, so beschloß er, sie zuvor noch ein Mahl zu besuchen, um ihr alle Unruhe wegen seiner Abwesenheit zu benehmen.

Eduard benutzte den ersten Augenblick, der sich ihm darboth, um ihm einen Spaziergang in den Baumgarten vorzuschlagen. Der Mann, sprach er, den Mathilde als ihren Vater verehrt, ist meines ganzen Vertrauens würdig. Ich bin der Graf Argyle, sie kennet mich nicht. Ich fürchtete, die Entdeckung meines Standes möchte mir den Weg zu ihrem Herzen erschweren, und warum sollte ich es verhehlen? kaum war ich eine Stunde um sie, so fühlte ich, daß von dem Besitze ihres Herzens meine ganze Glückseligkeit abhänge. Was denkt Ihr, Mylord? unterbrach ihn der Siedler, was kann ein Hirtenmädchen Euch werden?

Ed. Meine Gattinn. Ich könnte euch sagen, daß ich Mathilden für kein Hirtenmädchen halte, und daß Ihr, ehrwürdiger

Vater, vermuthlich am besten wisset, daß ich mich nicht irre. Allein, wäre sie auch eine Fürstinn, so könnte sie mir mehr nicht seyn, als das Hirtenmädchen mir ist, ich würde sie nicht mehr, ich würde sie weniger lieben, weil ich ihr alsdann die Freude nicht zu danken hätte, sie aus der Dunkelheit hervor zu ziehen.

Jacob (lächelnd). Schön! trefflich! Mylord; allein wer bürgt mir, wer bürgt Mathilden für die Dauer dieser Gesinnungen?

Ed. Mein Herz, das der Rechtschaffenste unter den Menschen der Tugend geöffnet, und mit einer heiligen Ehrfurcht für weibliche Unschuld, und weibliche Zärtlichkeit erfüllet hat. O möchtet ihr ihn gekannt haben, ehrwürdiger Vater!

Jac. Und wer war dieser Lehrer?

Ed. Ein Freund Gottes war es; der Bischof Alfred von St. Andrews. Vater Jacob warf sich Eduarden in die Arme. Der war auch mein größter Wohlthäter, Mylord; erlaubt mir in Euch sein Werk zu segnen. Der Zögling meines Alfreds muß ein Nathanael seyn, in dem kein Falsch ist. Alle meine Zweifel sind verschwunden, Mylord: Mathilde

könnte durch Eure Hand nicht anders als glücklich werden. Allein . . . .

Ed. Ich verstehe Euch, guter Vater; Ihr meinet, ich habe den König, der mein Vormund ist, und meine Verwandten zu schonen, die eine solche Verbindung mißbilligen würden. Dieser Gedanke martert mich, und hat mir bisher die Zunge gebunden; allein mein Entschluß ist gefaßt. Wenn nur erst Mathilde mich dazu bevollmächtigt, so eile ich, Trotz meiner Verbannung, zu den Füßen des Königs, und beschwöre ihn, in mein Glück zu willigen.

Jac. Trotz Eurer Verbannung? seyd Ihr in des Königs Ungnade?

Ed. Ja und Nein. Mein Vater hatte mir einen Rechtsstreit mit dem Grafen Dunbar hinterlassen. Der König wollte ihn beylegen, und da ich in einem halben Jahre mündig bin, so verlangte er, daß ich der Unterhandlung beywohnen sollte. Man versammelte sich im Pallaste. Robert war noch nicht da. Dunbar näherte sich mir mit einer höhnischen Miene, und sagte halbleise, doch so, daß die Schiedsrichter es hören konnten: es ist schade, daß Ihr zu jung seyd, sonst könn-

ten wir unsern Streit mit Schwert und Lanze ausmachen. Die Rede verdroß mich. Ich habe noch, antwortete ich, das Schwert und die Lanze meines Vaters, die Euch nicht unbekannt sind. Er hatte den Grafen in drey Turnieren überwunden. Die Umstehenden lachten! Dunbar schalt mich einen Lecker, und ich warf ihm meinen Handschuh dar. In diesem Augenblicke erschien der König: Dunbar forderte Genugthuung, und zur Strafe für meine aufbrausende Hitze ward ich für einen Monath auf meine Güter verbannt. Dunbar verreisete unverrichteter Sache, und als ich beym Könige Abschied nahm, sagte er zu mir mit seiner gewöhnlichen Güte: du hast dich vergessen, Eduard, und mich gezwungen, dich zu strafen. Du weißt nicht, was für einen hübschen Plan du mir verrückt hast. Dunbar hatte eine Nichte; schön und gut wie ein Engel; mit dieser wollte ich dich verheirathen. Doch ich gebe die Hoffnung noch nicht auf. Dunbar ist eigennützig; wenn ich auch deine Ansprüche gegen ihn fahren lasse, so kann die reiche Douglas dir diesen Verlust zehnfach ersetzen. Ihr lachet, Vater, nicht wahr, das hieß ohne den Wirth gerechnet?

Jac. Ja wohl, indessen soll Lady Douglas wirklich eben so liebenswürdig als reich seyn.

Ed. Ich und Dunbars Nichte, wenn sie auch alle Reitze und alle Schätze der Welt besäße, können nie ein Paar werden. Dieses sagte ich dem Könige; er nahm es übel. Gehe, Brauskopf, sprach er, indem er mir den Rücken zuwandte, ich finde nicht nöthig, mein Urtheil zu widerrufen. Damahls kannte ich Mathilden noch nicht, sonst würde ich ihm geradezu gesagt haben: mein Herz ist auf ewig vergeben.

Jac. Seyd Ihr, Mylord, ihrer Gegenliebe versichert?

Ed. Vielleicht bin ich ihr nicht gleichgültig; allein ich habe es noch nicht gewagt, ihre Gesinnungen zu erforschen. Sie betrachtet Euch als ihren Vater, sie wird sich vor Euch nicht verbergen. Nur eines bitte ich, entdecket Ihr meinen Stand nicht. Sollte sie in mein Glück willigen, so behalte ich mir auf den Tag unserer Verbindung die Wonne vor, ihr zu sagen, daß sie Gräfinn von Argyl ist.

Bruder Jacob nahm den Auftrag an; Eduards Vertrauen bestätigte ihn in der

Meinung, die er von seiner Redlichkeit gefaßt hatte. Wäre sein Herz nicht rein und unerfahren in den Ränken des Buhlers, so würde er den Glanz seiner Geburt nicht verläugnen, noch einen Eremiten zum Dollmetscher seiner Liebe wählen. Er würde sich des Vortheils nicht begeben, den Gegenstand derselben durch seine Schätze zu blenden, und mit den Waffen einer glatten Zunge und einer gleißnerischen Mimik zu bestürmen. Er dankte der Vorsicht, welche in dem Augenblicke, da Mathilde Gefahr lief, ihrem Verfolger in die Hände zu fallen, ihr einen edeln Beschützer erweckte, der ihre Ruhe auf immer versichern konnte. Seine Fantasie weidete sich im voraus an der süßen Ueberraschung Mathildens, welche in dem bescheidenen Eduard einen Verwandten des Königs, und an der Verwirrung ihres Liebhabers, der in seinem Hirtenmädchen eben die erlauchte Erbinn finden würde, die er verschmähet hatte.

Indem Bruder Jacob diese Betrachtungen anstellte, saß Eduard an der Seite Mathildens auf der Rasenbank, und bath sie mit holder Blödigkeit, sie möchte ihm ihr Liedchen vorsagen. Ich will es auswendig ler-

nen, sprach er, ich will es jeden Morgen und jeden Abend, aber nicht, wie die Minstrels sagen, dem Wiederhalle, sondern meinem Herzen vorsingen. Statt einer Antwort langte Mathilde eine kleine Schreibtafel aus ihrer Tasche, und ihre Rosenfinger schrieben das Lied auf ein abgesondertes Blatt, das sie ihm zustellte. Er drückte es an seinen Mund und wiederhohlte drey Mahl mit sanft feyerlicher Stimme:

. . . . . ich sehe Dich,
Du traute Selma, nur.

Er küßte es wieder und schob es auf seinen Busen. Mathilde sah ihm schweigend zu, ihr Herz klopfte, die Rasenbank ward ihr beydes, das öde Eiland um die Welt.

Nun erschien Brigitte: Vater Jacob hat eine Reise vor, und möchte Dich noch sprechen. Mathilde flog nach dem Baumgarten, indeß Brigitte bey dem wonnetrunkenen Eduard zurück blieb. Er sprach wenig, und Brigitte störte ihn nicht in seiner stillen Entzückung. Ein gemeiner Liebhaber würde diese Gelegenheit benutzt haben, um seinen Vorwitz zu befriedigen. Eduard verschmähete diesen Kunstgriff. Wer sie auch sey,

dachte er, meinem Herzen ist sie alles, und was ich noch zu wissen wünschte, werde ich durch den Bruder Jacob erfahren.

Eine Bothschaft, die ich diesen Morgen erhielt, sprach der gute Siedler zu Mathilden, benachrichtigt mich, daß Malcolm noch immer fortfährt, die stärksten Untersuchungen wegen Eurer Flucht anzustellen. Es kann ihm zuletzt gelingen, Euern Aufenthalt auszuforschen. Daher wird es unumgänglich nöthig, den Folgen dieser Entdeckung zuvor zu kommen; ich kenne nur Einen sichern Weg, die Anschläge seiner Rache zu vereiteln. Ihr habt mir gesagt, meine Tochter, daß der König Euch kenne. Auch mich kennet er: ich war ehedem sein Waffenbruder, und ob ich mich gleich vor ihm und der ganzen Welt verborgen habe, so wird er dennoch sich meiner erinnern, so bald ich ihm meinen Nahmen nenne. Ich will mich zu ihm begeben und seinen Schutz für Euch anrufen. Meine Bemühung wird nicht umsonst seyn. Robert ist weise und gerecht, Malcolm wird ihn nicht hintergehen können, indessen fahret fort, meine Tochter, Euch verborgen zu halten; in acht Tagen bin ich wieder bey Euch, und ehe ich Euch verlasse, werde

ich Euch der Fürsorge des edlen Jünglings empfehlen, der euch liebet.

Eine plötzliche Flamme blitzte über Mathildens Gesicht. Erröthet nicht, meine Tochter, fuhr der Alte fort, es ist keine Sünde, zu lieben. Selig ist der Jüngling und das Mädchen, deren erste Neigung auf einen tugendhaften Gegenstand fällt; dann wird die Liebe ihr zweyter Schutzengel. Ich überhebe Euch des Geständnisses Eurer Gegenliebe, sie ist meinen Augen nicht entgangen, oder habe ich mich etwa betrogen? Mathilde faßte Muth; was soll ich Euch sagen, guter Vater? Eduard . . . . . Sie stockte. Ist Euch nicht gleichgültig, Ihr freuet Euch seiner Gegenwart, es thut Euerm Herzen wohl, daß er Euch Eurer Freundinn vorzieht, Ihr wünschet, ihm das Glück Eurer künftigen Tage verdanken und das Glück seiner künftigen Tage machen zu können. Habe ich recht gerathen? Wenn das die Liebe ist, lächelte Mathilde ihm zu, so . . . . . Ihr möget selbst meine Antwort vollenden. Gut, liebes Kind, sprach der Eremit, indem er ihre beyden Hände zwischen die seinigen faßte, und mit väterlicher Zärtlichkeit sie anblickte: Gott segne Deine

Liebe! eine innere Stimme sagt mir, daß er sie beschützen werde. Freylich fuhr er fort, hängt ihr Schicksal weder von Dir noch von mir ab. Vielleicht wird Dein Geliebter Deinen Verwandten mißfallen. Mathilde erblaßte. Der nächste unter ihnen, Malcolm, sagte sie, wird hoffentlich nicht der Herr meines Schicksals werden, und wenn Eduards Stand unter dem meinigen ist, so bin ich in seinen Augen ein armes Hirtenmädchen, das er bis zu sich erheben will. Allerdings, liebe Tochter; zudem ist er von edler Geburt, das weiß ich, und auch das weiß ich, daß der König Dich nicht unter der Gewalt Deines Oheims lassen wird. Doch, es wird spät; lebt wohl, theure Miß, alle Fragen, die Ihr noch an mich thun könntet, will ich Euch bey meiner Rückkunft beantworten.

In der That hatte Mathilde noch mehr als eine Frage auf dem Herzen; allein Vater Jacob eilte zur Gesellschaft, und nahm seinen Abschied. Eduard erboth sich, ihn zu begleiten, und da die Miene des Alten ihm nichts als Gutes ankündigte, so verließ er Greendal mit einer Heiterkeit, die Mathilden um so weniger befremdete, da sie

die Ursache davon errathen konnte. Er ließ dem Einsiedler keine Zeit, sich länger auf seinen Bericht zu besinnen; so bald er den Meierhof oder vielmehr Mathilden aus dem Gesichte verloren hatte, sagte er zu ihm: nun, ehrwürdiger Vater, habt Ihr mir nichts zu sagen?

Jac. Nicht viel.

Ed. Nicht viel? großer Gott! ich darf also . . .

Jac. Hoffen. Dieses, Mylord, ist alles, was ich Euch zu sagen habe.

Ed. O es ist viel, unendlich viel; in diesem einzigen Wörtchen liegt das ganze Glück meines Lebens. O, laßt Euch umarmen! guter Alter, und erkläret Euch näher.

Jac. Mathilde kennet die Liebe noch nicht; dennoch ist das, was sie für Euch empfindet, Liebe. Gerührt sieht sie auf die großmüthige Hand, die sie aus der Schäferhütte hervor ziehen will; allein sie fürchtet . . . .

Ed. Was fürchtet sie? wen fürchtet sie? ich werde meine Wahl gegen jeden zu vertheidigen wissen. Der König selbst wird sie nicht mißbilligen, so bald er Mathilden sieht.

Jac. Das glaube ich selbst. Allein wenn

sie die Eurige werden soll, so muß er darein willigen, ehe er sie gesehen hat.

Ed. Ich habe Euch schon gesagt, daß ich mich ihm zu Füßen werfen will, morgen . . . . nein, morgen besuche ich Mathilden; übermorgen mit Tagesanbruch mache ich mich auf den Weg.

Jac. Er hat Euch auf Eure Güter verwiesen; wenn Ihr sie ohne seine Erlaubniß verlasset, so würde dieser Ungehorsam ihn unfehlbar gegen Euch aufbringen. Allein vielleicht kann ich dieser Schwierigkeit abhelfen. Eine wichtige Kunde, die ich heute erhielt, und die auch dem Könige nicht gleichgültig seyn kann, zwingt mich, morgen nach Edinburgh zu reisen. Robert kennet mich, ja ich darf sagen, daß er vormahls mich schätzte, und daß ich mich seiner Achtung seitdem nicht unwürdig gemacht habe. Ich muß ihn sprechen, und wenn Ihr wollt, Mylord, so erbiethe ich mich, Eure Zurückkunft, ja vielleicht noch mehr bey ihm auszuwirken. In Zeit von acht Tagen, die Mathildens Gesellschaft Euch abkürzen wird, hoffe ich mein und Euer Geschäft glücklich zu endigen.

Mit frohem Danke nahm Eduard die-

ses Anerbiethen an, und seitdem es im Lande der Scoten Eremiten gab, wurde wohl keiner so fest und innig umarmt, als er den Bruder Jacob auf dem Scheidewege umarmte, der sie von einander trennte.

Seine Einbildungskraft und sein Herz wiegten ihn in die süßesten Träume; er schlief nicht, und dennoch wurde die Nacht ihm zu kurz. Er sah sich bald an der Seite Mathildens, er wollte ihr die Empfindungen seines Herzens schildern, suchte Worte, und fand keine, und faßte alle seine Gefühle in einen Händedruck; bald warf er sich dem Könige zu Füßen, und beschwor ihn, in seine Liebe zu willigen. Er führte ihn zu Mathilden auf die Weide, sehet, Sire, dieß ist sie, dieß ist das himmlische Mädchen, das auf ewig mein Herz besitzt. Habt ihr jemahls mehr Unschuld mit mehr Schönheit vereinigt gesehen? Welche Dirne Eures Hofes gleicht meiner Mathilde? Dann saß er an ihrer Seite auf der Burg seiner Ahnen. Seht, rief er zum Volke, das sich hervor drängte, seht die Gefährtinn meines Lebens, nicht ich, ihre Tugend hat sie zu Euerer Gebietherinn erhoben.

Unter diesen süßen Täuschungen seiner

Fantasie verließ er sein Lager, wandelte mit irrenden Schritten in den schattigen Alleen seines Parks, und wenn ihm jemand von seinen Leuten begegnete, grüßte er sie freundlicher, als er sie nie gegrüßt hatte. Es war, als wollte er ihnen sagen: sehet Ihr nicht, daß ich der Glücklichste unter den Menschen bin? Ihr sollet alle mein Glück mit mir theilen. Bey Tische erinnerte er sich an das gestrige Mahl, jede Scene des wonnereichen Tages ging wie ein liebliches Schattenspiel vor seiner Seele vorüber; er sprach kein Wort, forderte nichts, schlug nichts aus, und niemand, nicht einmahl seine geschwätzige Amme, welche das Weib des Försters war, und seit seiner Ankunft immer mit ihm speisen mußte, hatte das Herz, ihn in seinem stummen geheimnißvollen Jubel zu stören.

In dieser Stimmung verließ er seine Wohnung, und eilte der Trift zu, wo Mathilde weidete. Ein waldiges Thal, das nur er in einer Stunde zurück legen konnte, trennte sie von seinem Schlosse; allein er fühlte die Tageshitze nicht, war nicht Mathilde eben dieser Hitze ausgesetzt? Er entdeckte sie von Ferne; sie stand gedankenvoll an einer schma-

len Sandbank, die sich am Ufer des Baches hinzog. Ihre Augen waren auf die Erde geheftet, und mit ihrem Schäferstabe schien sie im Sande zu wühlen. Eduard konnte sich ihr von hintenzu nähern; er that es so sachte, daß er, ehe sie ihn wahrnahm, ihr über die Schultern sehen konnte. Wer kann die Entzückung seiner Seele ausdrücken, als er bemerkte, daß sie mit ihrem Schäferstabe den Nahmen Eduard in den rothgelben Sand schrieb. Ach Mathilde! rief er, und die überraschte Mathilde fiel rückwärts in seine Arme. Ihre Wange streifte seine niedergesenkte Wange; beyde theilten sich ihre Elektricität mit. Göttliches Mädchen, sprach er, indem er sie an sein Herz drückte. Doch, Eduard, vergiß nicht, daß du einen Engel im Arme hältst.

Ehrfurchtsvoll zog er sich zurück, ergriff Mathildens Hand, und küßte sie, wie man die Hand einer angebetheten Fürstinn küßt. O warum, fuhr er fort, warum kann ich sie nicht mitnehmen, diese goldenen Buchstaben, welche für mein Herz die süßeste Weissagung enthalten. Ja, Mathilde, es liebt dich dieses Herz, es gelobt dir ewig, dich zu lieben,

ben, und hoffet .... Mathilde war nicht mehr bestürzt, sie war es nur einen Augenblick gewesen. Eduard, der mit der feyerlichen Miene der Andacht vor ihr stand, war ihr nicht furchtbar, und jetzt sah sie erst ganz die hehre, innere Gestalt des Jünglings, und fühlte, was er ihr seyn könne. Eduard, sprach sie, und aus ihrem Auge leuchtete jene sanfte Zärtlichkeit, jene trauliche Hingebung, die der erwachte Adam im Auge der neugeschaffenen Eva las; Eduard, ich habe dir mein Geheimniß verrathen, ich bin mir nicht böse darum. Ja, ich liebe dich, und wenn ich die Deinige nicht werden kann .... O warum nicht, unterbrach sie der entzückte Jüngling, du kannst, du mußt, du wirst es werden. Ich habe dem Vater Jacob aufgetragen, bey meinem Vormunde für mich zu reden; braucht er mehr als ihm meine Mathilde zu schildern, um ihn zu bewegen, in mein Glück zu willigen? Mathilde lächelte und schwieg. Sie erinnerte sich an die Zusage, die sie dem Einsiedler geleistet hatte. Sie brachten den ganzen Abend unter vertrauten Gesprächen zu, wobey auch Eduard mehr als ein Mahl in die Versuchung gerieth, sein Incognito abzulegen. Al-

lein der bloße Gedanke, daß der gute Alte Zeuge dieser frohen Scene seyn wolle, wäre hinlänglich gewesen, beyde zur Verschwiegenheit zu bewegen, wenn sie auch nicht einander diese süße Ueberraschung auf die Stunde hätten versparen wollen, die ihre Liebe krönen würde.

Mathilde kam so fröhlich nach Hause, daß ihre Miene Brigitten schon im voraus einen großen Theil der Erzählung verrieth, die ihr Mund, so bald sie allein waren, ihr machte. Ganz umständlich war diese Erzählung freylich nicht. Ein Mädchen, das keine Agnese ist, lernt mit der Liebe zugleich die Zurückhaltung, und diese altkluge Halbschwester der Schamhaftigkeit legt ihm auch dann den Finger auf den Mund, wenn jene nichts zu verschweigen hat. Beyde ergetzten sich nun an den Aussichten in die Zukunft, und Mathilde vergaß in ihren Entwürfen die Freundinn nicht, an deren Arme sie die Hälfte ihres Lebens zurück gelegt hatte. Man wünschte dem Bruder Jacob die Flügel Gabriels; man maß seine Tagreisen ab, und berechnete an den Fingern, daß er vor Ende der Woche nicht zurück seyn könne. Unterdessen aber träumte man jede Nacht

von seiner Rückkunft, und erzählte sich beym Erwachen die günstigen Nachrichten, die er mitgebracht hatte.

Eduard erwartete ihn mit nicht weniger Ungeduld. Er besuchte Mathilden täglich auf ihrer Weide; bald fand er sie unter dem Baume, wo er sie zum ersten Mahle schlafend antraf, und den sie nun mit einem Kranze von Wiesenblumen umwand; bald am Ufer des Gießbaches, wo sie jüngst seinen Nahmen in den Sand schrieb, den sie nun frisch ausgrub, und mit dem ihrigen paarte. Täglich wiederhohlten sie einander, was sie sich schon gesagt hatten, und jedes Mahl glaubten sie sich etwas Neues zu sagen. Die Sonne ging ihnen zu spät auf, und zu früh unter. Ihre Herzen kamen sich näher, oder vielmehr, sie fühlten immer lebhafter, wie nahe sie sich waren. Die himmlische Unschuld schwebte mit ihren Schwanenfittigen über ihren Häuptern, und die Geister Alfreds und Mathildens sahen mit segnendem Lächeln herab auf ihre Lieblinge.

Der vierte Tag nach des Eremiten Abreise war ein Feyertag. Eduard lud sich wieder bey Mistriß Gertrud zu Gaste, und versah

nun die Tafel beynahe allein. Er vergaß nicht eine Flasche Malvasier, als das Gegenstück zu des lieben seligen Thomas Apfelmost, mitzubringen; und Mathilde vergaß dieses Mahl das Körbchen nicht, in welches die Pflaumen gepflückt wurden, um der kleinen Baby die Mühe zu ersparen, es ihr nachzutragen. Gegen das Ende des fröhlichen Mahles erschien ein Jägerbursche, welcher den Eduard hinaus rief, der sogleich mit einer Harfe zurück kam. Brigitte sagte mir verwichenen Sonntag, daß Ihr die Harfe spielet, sprach er, indem er sie Mathilden überreichte, ich hoffe, Ihr werdet sie nicht Lügen strafen. Er durfte nicht zwey Mahl bitten; Mathildens Herz war zu voll, zu selig, um sich nicht über diese Gelegenheit zu freuen, ihrem Geliebten ein Vergnügen zu machen. Sie spielte das Liedchen, das sie ihm aufgeschrieben hatte, und Eduard begleitete ihren Gesang mit einer Stimme, welche die Harmonie des ländlichen Concerts vollkommen machte. Frau Gertrud glaubte sich im Himmel; Baby tanzte in der Stube herum, und Brigitte dachte schweigend an ihren Arthur, den sie schon so lange vermißte. Mathilde spielte,

und sang nun einige von ihren Lieblingsgesängen: es waren Ossians Lieder von Selma. Eduard kannte sie, und fühlte ihren ganzen Werth: seine Seele huldigte in süßer Entzückung der göttlichen Muse des Barden, und dem zauberischen Talent seines Mädchens.

Es fing schon an zu dämmern, als er den Meierhof verließ. In der Mitte des Waldes, gerade auf dem Scheidewege, der nach Jacobs Klause führte, vernahm er ein plötzliches Geräusch. Es waren verschiedene Stimmen von dem Waffengeklirre eines Kampfes begleitet. Er verdoppelte seine Schritte; er hatte nichts als seinen Jagdspieß, der ihm bey seinen Wanderungen immer zum Stabe diente. Die Dunkelheit hinderte ihn nicht, eine männliche Gestalt zu unterscheiden, die, an einen Baum gelehnt, sich gegen zwey Räuber vertheidigte, welche mit ihren Schwertern auf ihn einhieben. Was gibts hier, rief Eduard, indem er mit aufgehobenem Spieße auf sie einrannte; getrost, mein Freund, Ihr bekommet Hülfe. Er hatte noch nicht ausgeredet, so waren die Räuber bereits in das Dickicht entwischt, und der Gerettete lag zu seinen Füßen. Eduard dachte nicht an jene. Seyd Ihr

verwundet, mein Freund, sprach er zum Fremden, indem er ihn aufrichtete? Nein, Sire, oder wenn ich es bin, so fühle ich es nicht; aber einen Augenblick später . . . . . Gott segne den Schutzengel, der mir zu Hülfe kam. Eduard nahm ihn beym Arme; wir dürfen hier nicht weilen, mein Freund, kommt mit mir nach meiner Wohnung, da könnt Ihr Euch von Eurem Schrecken erhohlen, und die Nacht über ausruhen. Der Fremde folgte ihm, indem er den Arm seines Retters drückte. Sie hatten noch eine halbe Stunde zu gehen; Eduard fühlte, daß ihm etwas Warmes über die Hand herab floß: Gott, Ihr seyd verwundet! Ich vermuthe es, erwiederte der Fremde, ich fühle einen Schmerz auf der Schulter; es kann nicht viel seyn, sie hieben mir nach dem Kopfe. Eduard machte ihm das Kleid auf, und legte ihm sein Taschentuch auf die Stelle, da das Blut hervor quoll. Sie setzten ihre Reise fort, und kamen ohne weitern Zufall auf dem Jagdschlosse an. Hier ließ Eduard durch einen seiner Bedienten, der ein Scherer war, die Wunde besichtigen, und verbinden. Sie war in der That sehr unbe-

deutend, und die Ruhe das einzige Mittel, das der Patient nöthig hatte.

Des folgenden Morgens, als Eduard noch auf das Erwachen seines Gastes wartete, ritt ein Edelknecht des Königs auf dem Schlosse ein, und stellte ihm den Befehl zu, dem Ueberbringer unverzüglich in das Hoflager zu folgen. Zu gleicher Zeit übergab er ihm ein Briefchen vom Bruder Jacob mit der Nachricht: daß er den König unter Weges angetroffen und ein sehr geneigtes Gehör gefunden habe. Robert, so schrieb er ihm, kennet Eure Mathilde bereits so gut als ich, und Ihr dürfet Euch von seiner Güte alles versprechen, nur verschiebt Eure Abreise keinen Augenblick, jeder ist kostbar.

In einer Stunde bin ich reisefertig, sprach Eduard, vor Freude zitternd, zum königlichen Bothen. Er befahl, ihm ein Frühstück herbey zu bringen, und taumelte wie ein Trunkener zum Zimmer hinaus, um die schleunigsten Anstalten zu seinem Aufbruche zu machen. Erst nach einigen Minuten fuhr ihm der Gedanke durch die Seele: allein, könnte ich nicht zuerst Mathilden diese frohe Bothschaft überbringen? Er lief in die Stube zurück: Freund,

sprach er, ich hätte noch erst einen nothwendigen Ritt in die Nachbarschaft zu thun, ehe Ihr Euch erfrischet habt, bin ich wieder hier. Ihr wollet vermuthlich nach Greendal, Mylord? diese Reise ist unnöthig; ich habe von meiner gestrigen Nachtherberge aus einen Bothen mit einem Schreiben dahin abgefertigt, das Bruder Jacob mir empfohlen hat. Seyd also ruhig und säumet Euch nicht; der König ist ungeduldig, Euch zu sehen. Dieser Bericht und die Ungeduld des Königs mußten freylich Eduards Ungeduld, die Hamilton voraus gesehen hatte, einen Zaum anlegen. Nun gut denn, sagte er, und ging etwas langsamer in den Stall zurück, wo er sich seinen besten Reithengst auslas und sein kleines Gefolge ernannte. Bruder Jacob meldete Mathilden bloß seine glückliche Ankunft, und daß er in wenig Tagen im Stande zu seyn hoffe, ihr angenehme Nachrichten zu ertheilen. Er hatte seine Maßregeln so genommen, daß Mathilde sein Briefchen eher nicht als nach der Abreise ihres Geliebten erhalten konnte.

Eduard war zu sehr mit Mathilden und mit seiner Reise beschäftigt, als daß er

sich in der ersten halben Stunde seines Gastes hätte erinnern können. Nun aber fiel es ihm ein, daß er ihn doch vor seiner Abreise sehen und sich von ihm beurlauben müsse. Er fand ihn in seinem Bette sitzend; seine Wunde schien bereits geschlossen, und die genossene Ruhe hatte keine Spur des ausgestandenen Schreckens bey ihm zurück gelassen. Wundert Euch nicht, sprach er nach dem Morgengrusse zu ihm, daß Ihr mich so reisefertig sehet. Ein unerwarteter Befehl des Königs rufet mich schleunig nach Edinburgh; doch meine Abwesenheit muß Euch nicht hindern, bis zu Eurer völligen Genesung hier zu bleiben, und mein Haus als eine Herberge zu betrachten, darin Euch alles zu Gebothe steht. Der Fremde dankte dem liebreichen Wirthe mit jener freudigen Rührung, die man nur alsdann fühlt, wenn der Wohlthäter seiner Wohlthat alles Drückende zu benehmen weiß. Eduard reichte ihm die Hand, welche dieser einige Augenblicke zwischen die seinige faßte und mit einer Thräne benetzte. Sie fiel auf Eduards Herz. Darf ich, sprach er, indem er ihm einen Blick des innigsten Wohlwollens zuwarf, darf ich nach dem Nahmen meines Gastes fragen? Ich bin

ein reisender Kaufmann, erwiederte er, und wollte gestern Abends meine Herberge auf einer benachbarten Meierey nehmen, wo ich Verwandte habe; mein Weg führte mich durch den Wald, in dem ich von Räubern überfallen und durch den edelsten Menschenfreund gerettet wurde.

Ed. Ihr habt Verwandte in der Nachbarschaft? Wie heißt die Meierey?

Der Fremde. Greendal, Mylord.

Eduard hastig. Greendal? und Eure Verwandte?

Der Fremde. Die Meierinn Gertrud und.....

Ed. Und wer mehr?

Der Fremde etwas verwirrt. Brigitte und Mathilde Harold.

Ed. Mathilde Harold! Gott, seyd Ihr etwa.....

Der Fremde. Arthur Harold.

Ed. (ihn umarmend). Mathildens Bruder! Seyd mir willkommen, sie hat mir mehr als ein Mahl von ihrem Bruder Arthur gesprochen.

Arthur. Sie, Mylord?

Ed. (lächelnd). Ja sie. Ich glaube wohl,

daß Euch dieses ein Räthsel ist; doch sie selbst wird es Euch auflösen. Nur müßt Ihr mir eines versprechen.

Arth. Und was, Mylord?

Ed. Lasset sie auf keine Weise muthmaßen, daß Ihr mich kennet.

Arth. Bey Mannes Eid, Mylord.

Ed. Ihr selber bin ich bloß unter dem Nahmen Eduard bekannt, bald aber soll sie meinen wahren Nahmen erfahren und ihn mit mir theilen.

Arth. (erstaunt). Ists möglich, Mylord?

Ed. Möglich, mein Lieber, und um es wirklich zu machen, reise ich nach Edinburgh.

Das Traben der Pferde, die in den Hof geführt wurden, zog ihn an das Fenster. Der Edelknecht erblickte ihn, und rief ihm zu, daß alles bereit sey. Eduard kehrte zu Arthurn zurück; man ruft mich, ich muß eilen. Lebt wohl, wenn wir uns wieder sehen, bin ich Euer Bruder.

Er flog zur Thür hinaus, und ließ Arthurn in einem Erstaunen zurück, das ihn aller Besinnungskraft beraubte. Endlich er=

wachte er von seinem Traume; es müssen große, unbegreifliche Dinge zu Greendal vorgefallen seyn. Doch was habe ich nöthig, mir den Kopf zu zerbrechen, meine Brigitte wird mir alles erzählen. Ueber diesem Selbstgespräche trat der Scherer ins Zimmer; er fand seine Wunde zwar schön, es war aber frisches Blut heraus gedrungen, das entweder von Eduards Umarmung oder von der heftigen Gemüthsbewegung herrührte, welche die Abschieds-Scene ihm verursacht hatte. Der Chiron fand sogar seinen Puls etwas fieberhaft, und legte ihm das strenge Gesetz auf, den ganzen Tag im Bette zu bleiben. Arthur wollte protestiren; es war umsonst. Mylords letztes Wort, als er zu Pferde stieg, war: „Gib mir ja Achtung zu dem Fremden!" und bey Gott! Sire, ich lasse Euch nicht reisen.

Nach diesem Orakel des Scherers fand Arthur es für überflüssig, weitere Einwendungen zu machen, so sauer es ihm auch ankam, der Aufschlüsse Mathildens und des Kusses seiner Brigitte noch vier und zwanzig Stunden zu entbehren. Die Räuber, denen er in die Hände gefallen, waren nichts anders,

als ein Paar gedungene Kundschafter des Dunbar, welche erfahren hatten, daß er schon mehrmahls in der Gegend von Greendal gesehen worden. Sie waren auf dem Wege dahin, als er ihnen aufstieß, und ohne Eduards Beystand würden sie ihn unfehlbar der Rache des Grafen aufgeopfert haben, die um desto unversöhnlicher war, da sie vom giftigen Hauche der Eifersucht angefacht wurde. Arthurs Unvorsichtigkeit begünstigte ihr schwarzes Vorhaben. Die Klause des Einsiedlers war ihm zu einem unerträglichen Gefängnisse geworden, und er glaubte, ohne Gefahr eine nächtliche Wanderung nach dem Meierhofe unternehmen zu können, wo er sich an der Seite seines Mädchens für die ausgestandene Angst und Langeweile zu entschädigen hoffte. Es war um Mittag, als der Bothe mit Hamiltons Briefchen zu Greendal ankam. Mathilde saß gerade bey Tische; Baby pflegte sie um diese Stunde bey der Herde abzulösen. Brigitte las den ganzen Inhalt des Briefes auf ihrem Gesichte. Mistriß Gertrud, die seit einigen Tagen das Verständniß, das zwischen Mathilden und Eduard sich entspann, bemerkt, aber nicht gemißbilligt hatte,

weil ihr Gewissensrath, Bruder Jacob, es zu billigen schien; Mistriß Gertrud wollte bey dieser Gelegenheit ihren Scharfsinn an den Tag legen. Es scheint, sagte sie zu Mathilden, Sir Eduard schreibt Euch eine angenehme Kunde. Nicht Eduard, erwiederte diese, der Bruder Jacob schreibt mir. Der gute Mann! fuhr jene fort; nun, wenn er Euch glücklich machen kann, so wird er's gewiß nicht sparen. Doch, was ich sagen wollte: es war diesen Morgen ein Fremder hier, der nach Eurem Bruder fragte. Ich antwortete ihm: es seyen wohl vierzehn Tage, daß er seine Schwestern nicht besucht habe. So, so, sagte er, seine Schwestern sind also bey Euch? — Ja wohl, die beyden jüngsten: Brigitte und Mathilde. Damit ging der Mensch wieder fort. Mathilde erblaßte bey dieser Nachricht, sie verglich sie mit dem, was der Einsiedler ihr bey seiner letzten Unterredung eröffnet hatte, und mußte sich allen Zwang anthun, um ihren Schrecken vor der geschwätzigen Meierinn zu verbergen. Brigitte bemerkte ihre Verwirrung, und ob sie gleich nichts von Arthurs Flucht von Woodhill wußte, so sah sie dennoch die Folgen

ein, welche die Schwatzhaftigkeit ihrer Wirthinn haben konnte.

So bald die beyden Freundinnen allein waren, kamen sie mit einander überein, bis zu des Eremiten Zurückkunft den Hof nicht zu verlassen, und es wurde Mathilden nicht schwer, die Witwe unter einem unverdächtigen Vorwand zu bewegen, sie ihres Hirtenamtes auf ein Paar Tage zu überheben. Baby blieb bey der Herde, und Brigitte übernahm es, ihr zu sagen, daß, wenn Eduard auf der Weide nach Mathilden fragte, sie ihn nach dem Meierhofe weisen solle; allein der Abend brach ein, und Eduard erschien nicht. Mathildens Unruhe wuchs mit jedem Augenblicke, und als die Dämmerung ihr alle Hoffnung benahm, ihren Geliebten zu sehen, überwältigte die tiefste Schwermuth ihre Seele.

Die Herde war bereits eingetrieben, und die beyden Schwestern sassen Arm in Arm vor der Hütte, als die Ankunft eines Pilgers sie aus ihren ängstlichen Betrachtungen weckte. Gott grüß Euch, liebe Dirnen, sagte er zu ihnen, darf ein armer, verirrter Waller Euch um eine Nachtherberge ansprechen? Die Mäd-

chen freuten sich dieser Erscheinung. Wenn die Seele Gefahr ahndet, so ist ihr jedes menschliche Wesen willkommen. Sie begleiteten den Fremdling in die Stube, wo die gutherzige Gertrud ihn mit Freuden aufnahm, und sichs zur Ehre rechnete, einen Diener Gottes zu beherbergen, der, wie er sagte, geraden Weges aus dem heiligen Lande kam. Man räumte ihm die Oberstelle an dem bereits gedeckten Tische ein, und Frau Gertrud vergaß Essen und Trinken über den wundersamen Erzählungen, die er von der Stadt Jerusalem, dem Calvarien-Berge und dem heiligen Grabe machte. Nach der Mahlzeit sprach er ein gar andächtiges Gratias, und theilte der Gesellschaft einige mit Farben beklexte Holzschnitte und Reliquien aus, darunter sich besonders ein Splitter vom Kreuze Christi auszeichnete, den Frau Gertrud mit einer tiefen Kniebeuge aus seiner Hand empfing, und so fort in ihre Truhe zu ihrem Agnus Dei verschloß. Ihr werdet müde seyn, ehrwürdiger Vater, sagte sie hierauf zum Pilgersmanne; kommt, folget mir. Sie führte ihn in eine Nebenkammer, und wies ihm ein schneeweißes Bett an, welches seit der Krankheit ihres lieben seligen Thomas

mas kein Sterblicher beschritten hatte. Bald hernach begab auch sie mit den beyden Mädchen sich zur Ruhe.

Laßt uns diese Pause benützen, um zu einem andern Pilger zurück zu kehren, den wir schon allzu lang aus dem Gesichte verloren haben. Bruder Jacob hatte den König auf seinem Sommerschlosse angetroffen, und dadurch seine Wallfahrt um einen ganzen Tag abgekürzt. Er ließ um ein geheimes Gehör bitten, das seine ehrwürdige Gestalt ihm noch eher, als sein Habit verschaffte. Ich flehe Euch, Sire, um Schutz für die verfolgte Unschuld an, sprach er, indem er sich vor ihm auf die Knie warf. Darum brauchet Ihr mich nicht anzuflehen, erwiederte Robert, den bin ich ihr schuldig; steht auf, Vater, und redet.

Jac. Mathilde Douglas, die Ihr kennet, Sire ....

Der König. Ja wohl kenne ich sie. Gott! was ist ihr begegnet?

Jac. Sie hat von der Burg ihres Oheims Dunbar entfliehen müssen, der ihr keine andere Wahl als seine Hand oder ein Kloster übrig ließ. Sie lebt gegenwärtig auf einem Meierhofe verborgen, wo sie nicht lange vor

den Nachstellungen ihres Verfolgers sicher seyn kann.

Der König. Das arme, liebe Mädchen! Ich war bereits auf ihre Versorgung bedacht; allein mein Mündel Argyl, mit dem ich sie verheirathen wollte, hat mir meinen ganzen Anschlag verdorben. Der Schwindelkopf weiß nicht, was er ausschlug.

Jac. Die Vorsehung, Sire, hat selbst Euren väterlichen Anschlag befördert. Lord Argyl liebt Mathilden, ohne sie zu kennen, und um Euch um ihre Hand zu bitten, läßt er Euch um seine Zurückberufung ersuchen.

Verwunderung und Freude wechselten auf Roberts Gesichte, als der Eremit ihm Eduards arkadische Liebesgeschichte erzählte. Es ist ein trefflicher Junge, sprach er endlich, und hoffentlich zweifelt Ihr nicht, daß ich seinen Wunsch erfüllen werde. Es ist ein Glück für ihn, daß seine Schäferinn nicht das ist, was sie scheinen will, sonst müßte ich mein Ansehen gebrauchen, um ihn von seinem Minnefieber zu heilen. Nach einem kurzen Stillschweigen fuhr er fort: doch wartet, Vater, es kömmt mir ein Einfall, der ihn zu gleicher Zeit für seinen Eigensinn bestrafen, und seine Stand-

haftigkeit auf die Probe setzen wird. Ich will seine Verbannung endigen, und so bald er hier eintrifft, noch ein Mahl auf seine Heirath mit der jungen Douglas dringen. Er wird auf seiner Weigerung beharren, und seiner Schäferinn getreu bleiben wollen, dann .... doch die Umstände werden meine weitern Maßregeln bestimmen. Zuvörderst muß ich Anstalt machen, daß Mathilde sicher und ohne sein Vorwissen aus ihrer verborgenen Freystätte abgehohlt werde. Dieses soll morgen gleich nach meiner Ankunft in Edinburgh geschehen.

Jac. Jeder Aufschub, Sire, kann ihr Gefahr bringen. Wenn Ihr mir die Vollmacht dazu ertheilet, so verpflichte ich mich, sie ungekränkt in Euer Hoflager zu liefern. Robert sah den Einsiedler mit einem Blicke an, der ihm sagte: Ihr faselt, lieber Alter. Nicht wahr, Sire, fuhr dieser fort, mein Anerbiethen kömmt Euch thöricht, oder doch verwegen vor? allein wer an Roberts Seite Schwert und Lanze trug, der wird doch wohl noch zum Schildknappen eines Mädchens tauglich seyn.

Der König. (verwundernd). Thatet Ihr das?

Jac. Ihr werdet Euch wohl noch des James Hamilton erinnern, in dessen Armen Mathildens Vater verschied. Bruder Jacob ist dieser Hamilton.

Der König. Ja wahrlich! er ist es, es ist seine Stimme, es sind seine Züge. Robert umarmte ihn, wie man einen alten, wieder gefundenen Freund umarmt, und Hamilton erzählte mit wenigen Worten, daß er, der Welt müde, seit vierzehn Jahren als ein Einsiedler gelebt habe; allein, setzte er hinzu, so bald Hamilton im Harnisch Gott und der Menschheit besser dienen kann, als Hamilton in der Kutte, so hört er auf Bruder Jacob zu seyn, und zieht einen Harnisch an, woran es hoffentlich hier nicht fehlen wird.

Der König. Recht so, mein alter Freund; ich sehe wohl, der Kämpe verlernt auch in der Klause sein Handwerk nicht. Meine Gewandkammer und mein Marstall stehen Euch offen. Ich werde Euch zwey Knappen und zwey Knechte mit Handpferden mitgeben; denn Mathilde wird sich wohl von ihrer Gefährtinn

nicht trennen wollen. Nur ein's noch: ich wünschte Euch vor Eurer Abreise in Eurem neuen Aufzuge zu sehen. Indessen werde ich einen Edelknecht an Eduard abfertigen, der ihn auf einem andern Wege nach Edinburgh bringen soll, wo ich morgen wieder eintreffen werde.

Hamilton beurlaubte sich vom Könige, und nach einigen Stunden ließ er sich unter diesem Nahmen bey ihm anmelden. Robert erwartete ihn in einem abgelegenen Gemache. Er trat ihm mit offenen Armen entgegen: Nun erkenne ich Euch ganz, rief er; der lange Bart verbürgt die schöne Narbe nicht mehr, die Ihr neben mir empfinget. Aber, ehe ich's vergesse, die Eremiten führen keine Börsen; hier ist die meinige. Ich danke Euch, Sire, erwiederte Hamilton, Bruder Jacob hat sich immer einen Nothpfennig zurück behalten. Seine Einkünfte waren guten Werken gewidmet, und Ihr gebet ihm Gelegenheit zum besten Werke, das er in vierzehn Jahren ausüben konnte. Nun so reiset denn glücklich, sprach Robert, und lasset mich sogleich Eure Wiederkunft wissen.

Hamilton verließ die Burg. Die That,

die seine Seele beflügelte, und eine geheime Ahndung, die in seinem Herzen klopfte, erlaubten ihm bloß die Ruhe, welche die Erhohlung der Pferde erforderte. In der zweyten Nacht kam er mit seinem Geleite in der Nachbarschaft des Meierhofes an. Er ließ die Knechte mit den Handpferden in der Entfernung eines Steinwurfs zurück, und näherte sich, bloß von den zwey Knappen begleitet, dem verschlossenen Thore. In eben dem Augenblicke ward es sachte geöffnet. Ein Mann, den die dicke Finsterniß nicht zu unterscheiden erlaubte, kam heraus gesprungen, und sagte: Es ist gut, Dick, daß Ihr kommet, die Vögelchen liegen im Neste, wir dürfen sie nur heraus nehmen: nur sachte, daß die Knechte nicht erwachen! Der Hofhund ist todt. Nun, Gottlob! sprach Hamilton halbleise, aber in einem ganz andern Sinne, als der verkappte Pilger es dachte; komm, halte mir mein Pferd. Kaum hatte der Kerl sich genähert, so sprang der Lord aus dem Sattel, und faßte ihn beym Schopfe. Herbey, Freunde, rief er, packt mir den Gaudieb. Die Knappen sprengten vor, und der erschrockene Bösewicht ward ohne Mühe angehalten und gebunden. Verwahrt mir ihn, bis

ich wieder komme, sprach Hamilton, ich binde ihn auf Eure Seele.

Nun ging er mit entblößtem Schwert in das Haus. Das Geräusch, das er mit Vorsatze machte, erweckte die schnarchende Gertrud. Wer ist da? rief sie, indem sie aus dem Schlafe auffuhr. — Bruder Jacob. Geschwind, gutes Weib, steht auf und schlagt ein Licht. Ey, um Gottes Willen, ehrwürdiger Vater, woher so spät? rief Gertrud, indem sie aus dem Bette aufsprang. Das sollt Ihr alles erfahren, und noch weit mehr, als das; machet nur fort. Frau Gertrud brauchte gerade noch so viel Zeit, als wenn sie nicht geeilt hätte, um in ihre Kleider zu kriechen, und eine Lampe anzuzünden. Endlich kam sie damit in die Stube getaumelt. Heilige Mutter Gottes! schrie sie, als sie den geharnischten Mann erblickte, Hülfe, Hülfe! Sie ließ die Lampe auf die Erde fallen, und sank selber halb ohnmächtig auf die Bank.

Jetzt fiel es dem Lord erst ein, daß sein veränderter Aufzug diesen Irrthum veranlassen mußte. Er ging auf sie zu, und schüttelte sie beym Arme; erschrecket nicht, liebes Weib, Ihr sollt gleich hören, warum Bruder Jacob

als Ritter vor Euch erscheint. Wo ist Mathilde? — Ey! dort in der Nebenkammer; ach Gott! was ist das? o, vergebt mir, ehrwürdiger Vater, ich dachte, es wäre ein Dieb.

Hamilton. Ein Dieb? o der war vor mir in Eurem Hause, und zwar kein alltäglicher Dieb; Ihr sollt ihn gleich sehen.

Gertrud zitterte und bebte, und bis sie unter einem Schock Stoßgebethchen und Ausrufungen ihre Lampe wieder zum Brennen brachte, hatten Mathilde und Brigitte, die das Geschrey der Meierinn aus dem Schlafe geweckt, alle Zeit, sich nothdürftig anzukleiden.

Ungeachtet sie Bruder Jacobs Stimme erkannten, und seine Ankunft mit Schmerzen erwarteten, fuhren sie dennoch zurück, als sie ihn in Panzer und Sturmhaube erblickten. Er ging Mathilden entgegen und faßte sie bey der Hand. Ich komme, meine Tochter, im Nahmen des Königs, um Euch nach Edinburgh zu geleiten, wo seine Gemahlinn Euch erwartet. Mathilde stürzte sich dem Lord in die Arme; Brigitte klatschte in die Hände und weinte vor Freuden, und Gertrud stellte

das leibhafte Conterfait von Loths Weibe dar. Heilige Maria! sprach sie endlich, was muß ich erleben! Mein Bäschen Mathilde soll zur Königinn? Ey nun! rief Hamilton lachend, Ihr sollet wohl noch andere Wunder erleben; allein wecket uns vor allen Dingen Eure Knechte, damit sie unsere Pferde versorgen; es ist Zeit, daß ich meine Leute herein rufe.

Er verließ Mathilden am Busen ihrer Freundinn, und nach einigen Minuten zog das ganze Gefolge auf dem Hofe ein. Der Vorwitz lockte die beyden Mädchen aus der Stube; er machte aber bald dem Entsetzen Platz, als sie den Muschelbruder mit gebundenen Händen und gesenktem Kopfe zwischen den beyden Knechten einher steigen sahen. Mistriß Gertrud schlug ein Kreuz über das andere, als Hamilton ihr sagte, daß dieses der Dieb sey, der sich bey ihr eingeschlichen habe. Der Bösewicht, setzte er hinzu, soll seiner Strafe nicht entgehen.

Nun erst bekam der Gefangene seine Sprache wieder; er flehte um Barmherzigkeit, und bath sich vom Ritter ein geheimes Verhör aus. Ich weiß schon, was du mir sagen willst, er-

wiederte dieser, man sperre ihn in die Scheune und binde ihm auch die Füße. Die Knechte mögen ihn wechselsweise bewachen. Der Kerl beharrte auf seiner Bitte, und Hamilton folgte ihm in die Scheune. Du kömmst von Woodhill, nicht wahr? sagte er zu dem Gefangenen; du siehst, daß mir Euer Bubenstück und sein Urheber bekannt ist. Ich will nichts läugnen, antwortete der falsche Pilger, drey Mann zu Pferde sollten um Mitternacht hier eintreffen, um die Lady Douglas mit ihrer Gespielinn zu entführen. Ich wurde voran geschickt, um das Haus auszuspähen und ihnen das Thor zu öffnen. Sie mögen immer kommen, sagte Hamilton, indem er ihn verließ, ich bin Dein Richter nicht, Graf Argyl ist es, auf dessen Boden Du betreten wurdest; zuvor aber mußt Du eine kleine Reise mit uns machen. Der Bericht der Knechte bestätigte die Aussage des Gefangenen. Während der Lord allein auf dem Hofe war, hatten sich wirklich einige Reiter genähert, so bald sie aber von seinem Gefolge angerufen wurden, mit größter Schnelligkeit die Flucht ergriffen.

Mathilde und Brigitte beschäftigten sich mit der Meierinn um die Wette, den

Reisenden einige Erfrischungen vorzusetzen, und mittlerweile diese sie einnahmen, packten die Mädchen ihr Geräthe zusammen, weil Hamilton mit seinen Gefährten nur etliche Stunden ausruhen, und beym Anbruche des Tages abreisen wollte. In der That schimmerte das Morgenroth nur erst in blassen Streifen hinter den waldigen Hügeln hervor, als der Zug sich auf den Weg machte. Die Meierinn weinte beym Abschiede ihrer lieben Basen, und Hamilton mußte die geistliche Gewalt des Bruder Jacobs zu Hülfe rufen, um sie zu bewegen, die Goldstücke anzunehmen, die er ihr in die Hände legte. Wir kommen wieder, Frau Gertrud, sagte Mathilde, indem sie auf ihren Zelter stieg, wir kommen gewiß noch ein Mahl wieder. Indessen bewahret mir meinen Hirtenstab und meinen Strohhut, ich werde sie nie dahinten lassen.

Um die Reise zu beschleunigen, wurde der Muschelbruder in seinen vollen Ornat auf eines von den Pferden festgebunden, welche Mathilden bey ihrer Flucht gedient hatten. Die beyden Knechte nahmen ihn zwischen sich und schlossen den Zug, den Hamilton an der Seite seiner Pflegetochter eröffnete. Sie

legten schon am ersten Tage die Hälfte ihres Weges zurück. Mathilde fühlte keine Ermüdung; Liebe und Freude verklärten ihr Gesicht, und die Hoffnung stärkte ihre Glieder. Auch Brigitte, welche einige Tage her wegen des Ausbleibens ihres Arthurs in Sorgen war, wurde von ihrer tröstenden Allkraft neu belebt und blänkerte neben den Knappen her, der ihr zum Stallmeister diente; sie wußte nicht, wie nahe ihr Geliebter ihr war, und daß eben der Tag, der sie von Greendal entfernte, ihn in ihre Arme geführt haben würde.

Erst gegen Abend erlaubte ihm sein allzu sorgsamer Aesculap, die kleine Reise nach dem Meierhofe zu unternehmen, und er würde alles, was Gertrud ihm bey seiner Ankunft erzählte, für ein Mährchen oder für einen Traum gehalten haben, wenn nicht die Abwesenheit seines Mädchens und ihrer Gebietherinn ihn von der Wahrheit überzeugt hätten. Sein Entschluß war bald gefaßt; er setzte sich des folgenden Morgens auf das noch übrige Pferd, welches gerade der Klepper seiner Brigitte war. Durch diese glückliche Vorbedeutung aufgemuntert, schlug er, so schnell er konnte, den

Weg nach Edinburgh ein, wo er das Ziel aller seiner Sorgen zu finden hoffte.

Eduard langte einen Tag früher als Hamilton und sein Gefolge in der Residenz an. Robert empfing ihn mit einer ernsten Miene. Ich hatte Unrecht, sprach er, Dich auf Deine Güter zu schicken; ich hätte bedenken sollen, daß der Schwindler, der eine liebenswürdige, reiche Erbinn ausschlug, noch größerer Thorheiten fähig ist. Ich habe durch Deinen seltsamen Gesandten Deine noch seltsamere Liebschaft erfahren, und hoffe, Du werdest es mir einst, wenn Dir die Augen aufgehen, verdanken, daß ich für nöthig erachtete, dem Abenteuer ein geschwindes Ende zu machen. Eduard stand sprachlos, mehr erstaunt als erschrocken, vor dem Könige. Endlich sprach er mit einem tiefen Seufzer; also hat Bruder Jacob mich hintergangen?

Rob. Keinesweges; er mußte in seinem Nahmen schreiben, daß Du Dir von meiner Güte alles versprechen kannst. Dieses wiederhohle ich Dir, wenn Du nur nicht Dein Glück mit Füßen treten willst.

Eduard. Es gibt für mich nur ein Glück in der Welt. Ach! Sire, wenn Ihr

es kenntet, das edle Mädchen; selbst am Hofe hat es . . . .

Rob. Seines Gleichen nicht, willst Du sagen, ich muß Dir diese Unhöflichkeit ersparen. Ey nun, Deine Schäferinn mag einzig in ihrer Art seyn, und ich lobe Dich darum, daß Du rechtschaffen genug warest, ihre Unschuld zu ehren; allein wenn Du die junge Douglas gesehen hättest, die ich Dir bestimmte, so würdest Du gewiß ihre Hand nicht verschmäht haben.

Ed. Ihr könnet über meine Freyheit und über mein Leben gebiethen, Sire, aber mein Herz ist nicht mehr mein.

Rob. Gut, gut, ich kenne diese Sprache, und schäme mich für Dich, daß Du meine väterliche Fürsorge mit Undank erwiederst.

Eduard warf sich dem Könige zu Füßen. Ach, Sire, nie soll der Undank mein Herz beflecken, aber auch der Meineid nicht. Ich habe meiner Mathilde eine ewige Treue geschworen.

Rob. Ich bin müde, Deine Schwärmereyen anzuhören. In wenig Tagen erwarte ich die junge Lady Douglas an meinem Hofe. Du bist nicht werth, der Ihrige zu wer-

den, und ich kann Dich nicht härter bestrafen, als wenn ich Dir den Schatz zeige, dessen Du Dich durch Deinen Starrsinn beraubt hast; bis dahin sey meine Burg Dein Gefängniß. Verlaß Dein Zimmer nicht, und bedenke wohl, daß von Deinem Gehorsam die Maßregeln abhängen, die ich in Ansehung Deines Hirtenmädchens ergreifen werde.

Ein Wink des Königs geboth ihm, sich zu entfernen. Er verschloß sich in das Gemach, das er seit dem Tode seines Vaters inne hatte, und überließ sich den traurigsten Betrachtungen. Robert betriegt sich, sagte er, indem er sich auf sein Bett warf, wenn er sich einbildet, daß ich jemahls den Verlust seiner Lady Douglas bereuen werde. Nein, himmlische Mathilde, kein Leiden, kein Opfer wird für mich zu groß seyn, wenn ich nur Dich erhalte, und keine Königsmacht wird mich zwingen, Dir zu entsagen.

Indem Eduard in melancholischer Einsamkeit seine Stunden verseufzte, näherte sich Hamilton mit seinem Gefolge der Stadt Edinburgh. Schon umschleyerten die Schatten der Nacht den Scheitel ihrer Thürme, als er eine vor dem Thore liegende Herberge er-

reichte. Er sandte einen seiner Knappen voran, um dem Könige seine Ankunft zu melden. Er brachte den Befehl zurück, mit Mathilden und ihrer Begleiterinn allein auf der Burg einzureiten, und sie in die Gemächer der Königinn zu führen, wo Robert sie erwarten wolle. Hamilton folgte diesem Befehle, nachdem er zur Verwahrung des Gefangenen die nöthige Anstalt getroffen hatte.

Der König empfing Mathilden mit einer Güte, die ihr im ersten Augenblicke alle Furcht benahm, im Vorgemache seiner Gemahlinn, welche das gerührte Mädchen mit der Zärtlichkeit einer Mutter umarmte. Sie stellte sie ihren Hoffräulein als eine neue Gespielinn vor, und ließ sie nach einer kurzen Unterredung auf ihr Zimmer führen, wo Brigitte sie bereits erwartete. Robert begab sich mit dem Lord in sein Cabinett, um mit ihm die Scene des folgenden Tages zu verabreden, und ihm seine Befehle an Eduard aufzutragen.

Dieser lag in Schwermuth versenkt auf seinem Bette, als man ihm gegen Mittag einen Besuch des Lords Hamilton ankündigte. Der Lord wird sich irren, sprach der

Jüng-

Jüngling zum Bedienten, ich kenne ihn nicht. Ja wohl kennet Ihr ihn, rief dieser, indem er zur Thür herein trat. Eduard erkannte die Stimme des Bruders Jacob; er sprang von seinem Lager auf, und fuhr im gleichen Momente wieder zurück, als er die fremde Gestalt erblickte. Ihr betriegt Euch nicht, sprach der verwandelte Siedler, indem er die Arme nach ihm ausstreckte: Hamilton und Bruder Jacob sind eins. Ists möglich? versetzte der Jüngling, der seine Umarmung mehr duldete, als erwiederte, welch ein Räthsel? wofür soll ich Euch halten?

Ham. Für Euern Freund. Nicht Menschenhaß, sondern Haß meiner selbst, trieb mich in die Einöde, und die Liebe zu den Menschen führet mich in die Welt zurück. Wenn mein geheimes Geschäft zu Ende ist, so werdet Ihr alles erfahren; bis dahin muß ich schweigen.

Ed. Ich wünsche, daß es Euch besser gelingen möge als das meinige. Weiß der König, wer Ihr seyd?

Ham. Allerdings weiß er's. Er ist's, der mich zu Euch sendet, um Euch zu sagen, daß Ihr Euch diesen Abend in dem Zimmer der

Königinn einfinden sollt; ich werde Euch abhohlen.

Ed. Wisset Ihr seine Absicht?

Ham. So viel ich weiß, will er Euch mit der jungen Lady Douglas bekannt machen.

Ed. (entrüstet). Und Ihr konntet diesen Auftrag annehmen? Ich sehe wohl, ich bin verrathen; allein, wenn ich wieder frey bin, so wird Lord Hamilton mir für die Aufführung des Bruder Jacobs Rede stehen. Sagt indessen dem Könige, daß ich seinem Befehle gehorchen werde, mir aber einen andern Begleiter ausbitte. Hier kehrte er dem Alten den Rücken zu.

Ham. Du bist sehr trotzig, junger Mann, allein statt Genugthuung von mir zu fordern, wirst Du diesen Abend noch in meinen Armen, wenn ich sie Dir nicht verschließe, um Vergebung flehen. Lebe wohl. Hamilton verschwand, und überließ den aufbrausenden Eduard seinem Zorne. Nach und nach verlor sich das Gewitter in einem Monolog, darin er seiner Mathilde angelobte, eher auf ewig die Augen zu schließen, als der verhaßten Douglas einen einzigen Blick der Zärtlichkeit zuzuwerfen. Der Lord war auf dem Wege, um

dem Könige von seiner Gesandtschaft Bericht abzustatten, als ihm Arthur aufstieß, der in der Nacht angelangt war, und nach dem Grafen Argyl fragte. Ob er gleich die Metamorphose des Bruder Jacobs zu Greendal erfahren hatte, so wollte er doch kaum seinen Sinnen trauen, als dieser ihn anredete. Auf das erste Erstaunen folgten ein Paar schüchterne Fragen nach Mathilden und Brigitten, die der Ritter mit der Freundlichkeit des Einsiedlers beantworten mußte, um bey dem jungen Manne die Ehrerbiethung zu mäßigen, die er ihm schuldig zu seyn glaubte. Hamilton erkundigte sich nach der Ursache seiner Reise, und sein Bericht ergänzte ihm die Geschichte seines Gefangenen. Wir werden Euch brauchen, sagte zuletzt Hamilton zu ihm; bleibet diesen ganzen Abend in Euerer Herberge; den Grafen Argyl könnet Ihr ohnehin heute nicht sprechen, er ist zum Könige beschieden. Ich errathe die Ursache, erwiederte Arthur, und erzählte ihm lauter Dinge, die jener früher und besser, als er, wußte. Morgen, sagte der Lord, werdet Ihr mehr erfahren; stillet indessen Euere Ungeduld mit dem Gedanken: daß Eduard und Mathil-

de nicht glücklich werden können, ohne Arthurn und Brigitten glücklich zu machen.

Hamilton stattete dem König von seinem Auftrage Bericht ab. Da der Starrkopf, erwiederte Robert, sich auch mit Euch abgeworfen hat, so sollet Ihr sein Begleiter nicht seyn, sondern ihn bey meiner Gemahlinn erwarten. Ich komme wirklich von ihr, sie ist beynahe so sehr als Eduard in Mathilden verliebt; ihr Schmuck und der Anzug, den sie ihr diesen Morgen zusandte, hat die Reitze des holden Geschöpfes noch erhöhet. Beynahe würde ich ihrem Oheim seine Thorheit vergeben, wenn sie ihn nicht zu einem Verbrechen verleitet hätte. Doch dieses Verbrechen soll mir zum Mittel dienen, ihn zum Stillschweigen zu bringen, falls er seine vormundschaftlichen Rechte gegen seine Nebenbuhler behaupten wollte. Hamilton nahm hiervon Anlaß, der an Arthur verübten Gewaltthätigkeit zu erwähnen, und bekam den Auftrag, ihn in Beysein des Gefangenen abzuhören, und beyder Aussagen beurkunden zu lassen.

Robert hatte von seiner neuen Mündel nicht zu viel gesagt; nie war Mathilde schöner, als an diesem Tage. So erschien die

rosenbekränzte Hebe im Kreise der Götter, als Vater Jupiter sie dem vergötterten Alcid in die Arme führte. Mathilde hatte nach der damahligen Sitte ihre seidenen Locken mit einer Blumenkette von Edelgesteinen durchflochten, die eine Verlassenschaft ihrer Mutter war, und bey der Flucht von Woodhill nicht vergessen wurde. Ein langes himmelblaues Gewand wallte von ihren schlanken Lenden, die ein mit Silber durchwirkter Gürtel umzingelte. So zeigte sie sich an der Königstafel. Alle Ritter hefteten einen staunenden Blick auf die Feentochter; und ihre neuen Gespielinnen, deren Eifersucht ihre holdselige Bescheidenheit bereits entwaffnet hatte, buhlten um ihre Freundschaft.

Nach Tische mußte sie dem Könige in das Zimmer seiner Gemahlinn folgen. Er lenkte die Unterredung auf die Geschichte ihrer Flucht, welche sie mit einer Schonung erzählte, die den König und die Königinn bezauberte. Sie vergaß nicht des Beystandes zu erwähnen, den Brigitte und Arthur ihr geleistet, und der Gefahr, der sie sich, ihr zu Liebe, ausgesetzt hatten. Seyd nur ruhig, sagte Robert, weder Ihr noch sie habt die

Rache Dunbars zu fürchten, der wohl nächstens in den Fall kommen dürfte, für seine eigene Sicherheit zu sorgen. Betrachtet mich von nun an als Euern Pflegevater, bis ich Euch dem Schutze eines Gemahls abtreten kann, der Eurer Hand würdig ist. Ich habe einen Mündel . . . . . Mathilde erblaßte. Erschrecket nicht, fuhr der König lächelnd fort, ich werde Euerem Herzen nie Gewalt anthun; allein, wenn Ihr den jungen Grafen Argyl kennet, so werdet Ihr meine Wahl billigen. Ich kenne ihn nicht, Sire, erwiederte Mathilde mit bebender Stimme. Ihr sollt ihn diesen Abend noch sehen, sprach Robert, und um das arme Mädchen nicht länger zu ängstigen, setzte er hinzu: doch wie gesagt, so lieb mir auch mein Mündel ist, so soll er doch nie wider Euern Willen Euer Gemahl werden. Ich gebe Euch meine Hand darauf. Mathilde bückte sich vor, um sie zu küssen; er zog sie zurück, und eine warme Thräne des gerührten Mädchens fiel auf die Rechte des Helden. Die Königinn lenkte die Unterredung auf allerhand gleichgültige Gegenstände, und Mathilde fing an einen zwanglosen

Antheil daran zu nehmen, als Hamilton in das Zimmer trat.

Der Anblick ihres Begleiters, der zugleich ihr Vertrauter war, gab ihr ihre völlige Heiterkeit wieder. Die Verwandlung des Klausners in einen Ritter führte das Gespräch auf seine Erscheinung zu Greendal. Er erzählte der Königinn seinen Auftritt mit der Meierinn, die ihn für einen Banditen hielt, indeß sie einen wirklichen Banditen beherbergte. So wahr ists, sagte der König, daß die Kutte den Mönch nicht macht. Noch der Schäferstab die Hirtinn, setzte die Königinn hinzu, indem sie Mathilden einen bedeutungsvollen Blick zuwarf. Sie that alles, was sie konnte, um ihre Verwirrung zu verbergen, die aber in der folgenden Minute aufs höchste stieg, als der Kämmerer, welcher den Auftrag hatte, Eduarden zu rufen, ins Zimmer trat, und dem Könige den Grafen Argyl ankündigte. Laßt ihn herein kommen, sprach Robert.

Indem trat Eduard in ritterlicher Hoftracht herein. Er schlug die Augen nieder, und sah nur den König. Dieser ergriff ihn liebreich bey der Hand, und indem er das Gesicht gegen Mathilden wandte: Hier, meine Toch-

ter, sprach er, und wollte weiter reden, als Mathilde, die sich aufgerichtet hatte, mit einem erstickten Schrey auf ihren Stuhl zurück sank. Ists möglich? Mathilde! rief Eduard, der, ohne auf den König und die Königinn zu achten, herbey sprang. Ja, sprach Robert, Mathilde Douglas, deren Hand Du mir gestern noch zurück schlugst. Werdet Ihr ihm vergeben, Gräfinn, sagte er zu Mathilden, die zwar nicht ohnmächtig, aber sprachlos da saß, und zu träumen wähnte? Sie hat ihm nichts zu vergeben, erwiederte die Königinn, denn noch vor einer Stunde hörte sie eben so ungern vom Grafen Argyl sprechen, als Graf Argyl von Lady Douglas. Nun, nun, Kinder, sagte Robert, indem er ihre Hände in einander legte, Ihr habt, ohne es zu wissen, meine Absichten befördert. Ich billige Euere Liebe, und hoffe sie zu krönen. Eduard und Mathilde wollten sich dem Könige zu Füßen werfen. Er faßte sie in seine Arme. Gott segne Euch, Sohn und Tochter meiner zwey trautesten Freunde! Die Königinn umarmte sie ebenfalls mit den Worten: Roberts Freunde waren stets mei-

ne Freunde; ihre Kinder gehören ihm nicht allein zu.

Während dieser ganzen Scene stand Hamilton stumm und unbeweglich in ein Meer von Empfindungen versenkt. Endlich war er seiner nicht mehr mächtig: ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen. Der König bemerkte es, und sagte zu Eduard: Hier ist einer, der mir den Vatertitel bey Dir und Deiner Braut streitig macht. Er war der Fürsprecher Deiner Liebe, der Schutzengel Mathildens. Gott! rief Eduard, indem er sich ihm in die Arme warf, und ich konnte ihn so grausam beleidigen! Vergebt, vergebt mir, mein Vater!

Ham. Sagte ich Dirs nicht diesen Morgen, daß Du bald anders von mir urtheilen würdest? Nun weißt Du mein Geheimniß, mein Sohn, und was Du nicht weißt, wie nähmlich Lady Douglas, Mathilde Harold wurde, das wird sie selbst Dir erzählen.

Nun ja, sagte Robert, sie werden sich allerhand zu erzählen haben, und das wird wohl am besten auf Mathildens Zimmer geschehen können, indeß ich mit Hamilton

die Mittel ergreife, ihren Vormund zur Einwilligung in ihre Heirath zu bewegen.

Die Scenen der gränzenlosen Freude können, wie die Scenen des gränzenlosen Schmerzes nicht treuer dargestellt werden, als wenn der Mahler im Angesichte des Zuschauers entweder seinen Pinsel wegwirft, oder, nach dem Beyspiele des Timanthes, das Unvermögen desselben hinter einen Schleyer verbirgt. Die Wonne des Wiedersehens zweyer getrennten Liebenden, und die noch größere Wonne der Gewißheit, daß sie nicht mehr getrennt werden sollen, gehört in jene Classe der Situationen, welche höchstens den innigen Vertrauten der Musen gelingen, und sich noch weit weniger durch Worte als durch Farben schildern lassen. Indeß Eduard und Mathilde sich ihren Entzückungen hingaben, und nur die verbrüderten Engel der Liebe und der Freundschaft zu Zeugen hatten, war Hamilton beschäftigt, einen reitenden Bothen mit einem Briefe des Königs nach Woodhill abzufertigen, dem die Aussage Arthurs und das Verhör des Gefangenen beygelegt waren. Aus dieser erhellet, daß Dunbar der Anstifter der gegen Mathilden

und ihren Befreyer versuchten Gewaltthätigkeiten war, welche die Ermordung dieses letztern ohne Eduards Dazwischenkunft nach sich gezogen hätten. Wollet Ihr, Mylord, so schloß der König, mir das Mißvergnügen ersparen, diesen Vorfall der Ahndung der Gesetze zu übergeben, so sendet mir Eure schriftliche Einwilligung in die Heirath Eurer Nichte, Mathilde Douglas, mit meinem Mündel, dem Grafen Eduard Argyl, gegen dessen Sitten, Stand und Vermögen Ihr nichts einwenden könnet. Er liebt Mathilden und sie liebt ihn. In jedem Falle aber wird Lady Douglas als Pflegetochter meiner Gemahlinn, des Schutzes genießen, den ich der verfolgten Unschuld und dem Andenken ihrer Aeltern schuldig bin.

Mathilde saß mit strahlendem Gesichte zwischen Brigitten und ihrem Geliebten, dem sie die Geschichte ihrer Verwandlung in ein Hirtenmädchen zu erzählen anfing, als Hamilton, von Arthurn begleitet, in ihr Zimmer trat. Nun erneuerte sich die Scene des Jubels, aus deren Taumel die beyden Freundinnen und der schwärmende Eduard sich kaum erhohlt hatten. Brigitte empfand in

den Armen ihres Geliebten und dieser in ihren Armen alle Seligkeiten der süßesten Ueberraschung; denn Eduard hatte noch nicht Zeit gehabt, Brigitten ein Wort von ihrem Bräutigam zu sagen, und Bruder Jacob hatte mit Vorsatz vermieden, weder sie noch Mathilden von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Er wollte mit ihnen den Nektar-Kelch der Freude tropfenweise ausschlürfen. Ich werde es nie vergessen, lieber Arthur, sprach Eduard zu ihm, daß Ihr einst Mathildens Bruder waret, und in dem gefährlichsten Zeitpuncte ihres Lebens als ein Bruder für sie gesorgt habt. Nur das Grabmahl soll uns trennen und mein Vermögen . . . . Mit Erlaubniß, unterbrach ihn Mathilde; die Ausstattung meiner Geschwister ist meine Sache. Zanket euch nicht, Kinder, sprach Hamilton, wenn Ihr einmahl ein Paar seyd, so wird sich Euer schöner Streit von selbst beylegen. Dazu aber wird noch die Antwort von Woodhill erfordert, die hoffentlich nicht lange ausbleiben wird. Was für eine Antwort? rief Eduard hastig. Sachte, junger Mann, versetzte der Lord, Euer guter Freund Dunbar hat auch ein Wort zu Eurer Heirath zu

sprechen. Erschrecket nicht, liebe Mathilde, das Wort muß und wird ein Jawort seyn.

Nun unterrichtete er sie von den getroffenen Maßregeln, und jetzt erst erfuhr Brigitte die Gefahr, die ihr Geliebter ausgestanden, und die Hülfe, die Eduards Tapferkeit ihm geleistet hatte. Hastig sprang das gefühlvolle Mädchen vom Stuhl auf, um die Knie seines Retters zu umfassen. Eduard und Mathilde warfen sich ihr entgegen, und schlossen sie und ihren Geliebten in ihre Arme. Wir haben unsere Mitgift empfangen, riefen beyde schluchzend, indem sie dem edlen Paare den Kuß zurück gaben, womit es den Bund ewiger Freundschaft versiegelte, die es ihnen gelobte.

Der Zeitraum, der bis zur Rückkunft des Staatsbothen verfloß, war für die glückliche Gruppe ein ununterbrochenes Fest, das ihr eben so kurz vorkam, als es dem, der es beschreiben, und dem, der die Beschreibung lesen müßte, langweilig vorkommen würde. Im Elysium der Liebe ist jedes Gräschen eine Rose, jedes Wort ein Concert, und jede Wiederhohlung ein neuer Genuß. In Woodhill hingegen herrschte nichts als Angst und Bestür-

zung. Die königliche Bothschaft kam dem Grafen Dunbar nicht ganz unerwartet. Er hatte durch seine entflohenen Trabanten den mißlungenen Anschlag gegen Arthurn und die Gefangennehmung des falschen Pilgers erfahren, und zweifelte nicht, daß die Reiter, denen dieser zu Greendal in die Hände fiel, von irgend einem mächtigen Beschützer Mathildens abgeschickt worden. Wer aber dieser Beschützer sey? konnte er nicht errathen. Der Staatsbothe riß ihn aus dieser Ungewißheit. Er eröffnete seine Briefschaften mit zitternden Händen. Geitz, Eifersucht und der Dämon der getäuschten Rache tobten in seinem Busen; allein seine Wuth wurde bald durch die Furcht vor der Ahndung erstickt, welche der Schluß des königlichen Handschreibens ihm ankündigte.

Malcolm war von Natur feige, und die Enthüllung seines Verbrechens brachte ihn vollends zur Verzweiflung. So bald er eine Feder halten konnte, schrieb er die verlangte Einwilligung in Mathildens Heirath, und kam nicht eher zu sich selber, als bis sein furchtbarer Gast zum Burgthore hinaus sprengte. Seine Lebensgeister waren zu stark erschüttert, als daß seine Gesundheit nicht unter dem Stoße

hätte erliegen sollen; er verfiel in ein hitziges Fieber, in welchem seine Fantasie an Mathilden und an seinem Nebenbuhler die Rache ausübte, welche die Macht ihres Beschützers ihm versagte. Nach einigen Wochen genas er, und sein lasterhaftes Herz fand im Glücke der von ihm verfolgten Tugend eine weit empfindlichere Strafe als das Schwert des Gesetzes ihm hätte zuziehen können.

Nun stand der Verbindung der beyden Verlobten kein Hinderniß mehr im Wege. Robert wollte sich selbst das Vergnügen machen, ihnen Dunbars Antwort mitzutheilen, und die gerührte, wohlwollende Mathilde benutzte diese Gelegenheit, um die Gnade des Gefangenen von ihm erbitten. Das königliche Paar vertrat diese Stelle der Aeltern bey dem Feste ihres Bundes, das mit der bescheidenen Pracht, die an Roberts Hofe herrschte, und zugleich von den Vermählten mit jener heiligen Freude gefeyert ward, der nur unbefleckte Seelen fähig sind, welche Venus Urania in ihre Mysterien einweihet. Am folgenden Tage wurden auch Arthur und Brigitte mit einander vereinigt und von dem edelmüthigen Brautpaare so reichlich ausgestattet, daß es Mühe brauch-

te, sie zur Annahme so vieler Wohlthaten zu bewegen. Auch Hamilton machte ihnen ansehnliche Geschenke, nicht so wohl, wie er sagte, um ihre Treue gegen Mathilden zu belohnen, als um ihnen die mannigfaltige Freude zu vergelten, die er ihnen zu danken hatte. Ihr habt, sprach er, die Tochter der Göttlichen, durch die ich die Tugend und die Ruhe wieder fand, in meine Nachbarschaft geleitet; nicht nur für ihren Gatten, sondern auch für mich wird Greendal hinfort eine heilige Stätte seyn. Wohin wir nächstens wallfahrten wollen, unterbrach ihn Eduard. Und wohin, setzte jener hinzu, Bruder Jacob Euch begleiten wird.

Die Wallfahrt ging wirklich nach einigen Tagen vor sich. Graf Argyl führte seine junge Gemahlinn auf seine Herrschaft, wo alle Herzen ihr huldigten. Die Gesellschaft folgte ihm auf das Jagdschloß, welches er, wegen der angenehmen Erinnerungen, die es in ihm erweckte, selbst der prächtigen Burg seiner Ahnen vorzog. Aus Furcht, das Gerücht möchte die Nachricht von seiner Vermählung der Mistriß Gertrud vor seiner Ankunft zu Ohren bringen, wurde die Reise nach Greendal

schon am folgenden Morgen vorgenommen. So bald man das Thal erreicht hatte, stieg man ab, ließ die Pferde zurück und Eduard und Mathilde besuchten, von ihren Gefährten begleitet, den ihnen so heiligen Blumenplatz, den Eduard die Geburtsstätte seiner Glückseligkeit nannte. Er wurde mit mehr als einer Thräne befeuchtet, und jede derselben ward im Himmel ein reineres Opfer als das Blut des Lammes oder der Turteltaube. Baby, die nicht weit davon die Herde hüthete, hatte die Gesellschaft kaum erblickt, als sie nach Hause lief und ihre Mutter davon benachrichtigte. Frau Gertrud wollte ihre Gäste in einem geziemenden Aufzuge empfangen, und dieses war Ursache, daß sie ihnen nicht weiter als bis vor das Hofthor entgegen kommen konnte. Ich habe Euch bey meinem Abschiede einen Besuch versprochen, sagte Mathilde, indem sie ihr freundlich die Hand drückte, und nun seht Ihr, daß ich Wort halte. Gertrud staunte sie mit froher Bestürzung an. Alle Welt! Bäschen, rief sie endlich, Ihr seht ja wie eine Lady aus; hat Euch die Königinn so ausgeschmückt? Nein, erwiederte Mathilde, das that mein Eduard, dessen Gattinn ich bin.

Gert. Seine Gattinn? Ists möglich! nun, nun, es spukte mir wohl so etwas vor. Ey, ey, mein Bäschen, Eure Gattinn, Sire?

Ed. Ja, gutes Weib, meine Gattinn.

Ham. Das heißt: die Gemahlinn des Grafen Argyl, Eures gnädigen Herrn.

Ed. Den Ihr gesegnet, und auf dessen Gesundheit Ihr getrunken habt. Ihr seht, daß ich Euern Auftrag bey ihm ausgerichtet habe.

Heiliger Gott! rief Frau Gertrud auf den Knien. Ach, Mylord, Bäschen, liebes Bäschen, rede für mich. Ach! ich wußte es nicht . . . . .

Ham. Freylich wußtet Ihr's nicht, gute Frau. Es gibt noch mehr Dinge, die Ihr nicht wußtet; z. B. daß Euer vermeintes Bäschen die junge Lady Douglas war.

Mathilde mußte sie mit ihren Armen auffangen, sonst wäre sie zum zweyten Mahle auf die Knie gefallen. Sie schwebte aber lange in einer Verzückung, aus der sie nichts wecken konnte, als die Bedienten des Grafen, die ihm mit allem, was zu einem ländlichen Hochzeitmahle gehört, in einiger Entfernung gefolgt waren. Nun fiel ihr ein, daß sie die Hausehre

retten müßte, und mit diesem Gedanken kehrten alle Kräfte ihrer Seele und ihres Leibes zurück. Von Brigitten unterstützt, bereitete sie, nach dem Wunsche Mathildens, die Tafel im Baumgarten unter dem saphyrnen Dom des Himmels, und verlor erst alsdann ihre Fassung wieder, als Eduard und Mathilde sie und Baby neben sich zu Tische setzten.

Nach der Mahlzeit, mit welcher das Bankett in Roberts königlicher Halle in keine Vergleichung kam, sagte der Graf zu ihr: der Meierhof, den Ihr bisher als ein Pachtgut besessen, ist von heute an Euer Eigenthum. Wir legen Euch keine andere Lehenspflicht auf, als über das Blumenbett zu wachen, das meine Mathilde auf dem Plätzchen, da wir uns zum ersten Mahle begegneten, anlegen will. Gertrud konnte nichts antworten: sie weinte, sie hob die Hände gen Himmel, und wollte bald Eduards Hand, bald seinen Koller küssen. Gebt Euch zufrieden, liebe Gertrud, sagte er endlich zu ihr, ich habe Euch ja versprochen, daß ich mich bemühen wolle, in meines Vaters Fußstapfen zu treten.

Während dieser Scene hatte sich Hamil-

ton entfernt; jedermann fragte nach ihm, und Arthur stand wirklich auf, um ihn zu suchen, als man ihn im völligen Gewande des Bruder Jacobs heran wandeln sah. Mein Geschäft in der Welt ist geendigt, sprach er, und, Dank sey es der Vorsicht! glücklich geendigt. Bruder Jacob kehrt nun auf immer in seine Klause zurück, aber nicht, um sich auf immer von Euch zu trennen. Jedes Jahr, meine Kinder, wollen wir diesen Tag hier mit einander feyern, wie ich ehedem den Todestag meiner himmlischen Freundinn feyerte. Lebe ich nicht mehr, so werdet Ihr ihn feyern, und sodann einige Blumen aus Mathildens Gärtchen auf mein Grab streuen, das ich mir unter dem Apfelbaume bey der Rasenbank, wo ich ihr meine Geschichte erzählte, auserfehen habe. Indessen, mein Sohn, empfanget hier meinen letzten Willen, und gelobet mir, ihn zu vollziehen. Eduard reichte ihm seine Rechte, indem seine Linke ihm das aufgerollte Pergament abnahm. Es war eine Verschreibung, wodurch er Mathilden zur Erbinn aller seiner Güter erklärte, mit Vorbehalt eines einzigen, welches er zu einem Armenhause für Witwen und Waisen bestimmte,

wovon Lady Argyl die Vorsteherinn seyn sollte. Bruder Jacob ließ dem gerührten Paare nicht Zeit, ihm seinen Dank auszudrücken. Meine Stunde hat geschlagen, sprach er, indem er sich ihren kindlichen Umarmungen entzog. Künftiges Jahr, meine Kinder, besuchet mich in meiner Zelle, da werde ich vor Eurer Mutter Bilde das Band Eurer Liebe zum zweyten Mahle weihen. Sein Blick war so hehr, sein Wink so ehrfurchtgebiethend, daß niemand es wagte, ihn aufzuhalten, oder ihm nachzugehen; allein im folgenden Sommer walleten sie nach seiner Klause, und zugleich mit ihnen ward ihr Erstgeborner von dem Manne Gottes eingesegnet.

Inhalt.

Seite.
Marianne, auch eine Klostergeschichte . . . 3
Usbeck 83
Die hohle Eiche 88
Joel und Heman 107
Phanuel 111
Mathilde 116

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pfeffel, Gottlieb Konrad,

Prosaische Versuche

Bd.: 2

Wien (1813)

P.o.germ. 1067-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116170-1